Paul de Kock's

ausgewählte

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Band.

Weder: Nie! noch: Immerfort!
Ist der Liebe Losungswort.

Stuttgart & Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1837.

Stuttgart. Druck von Fr. Müller.

Weder:
Nie! noch: Immerfort!
(Ni jamais, ni toujours,)

ist der Liebe Losungswort.
(c'est la devise des amours.)

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

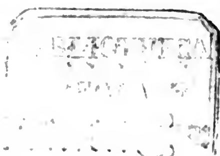
von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart & Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1837.



 **Bemerkung.**

Zu besserem Verständniß für minder geübte Leser bemerken wir, daß in Unterredungen jedesmal nach einem Querstrich (—) eine andere Person spricht.

Erstes Kapitel.

Ein verliebter Besuch.

Es ist acht Uhr, sie muß wirklich diesen Abend kommen; und sie wird nicht säumen; Clementine ist nicht gewohnt, auf sich warten zu lassen, und zudem sehen wir einander so selten! Die Gelegenheiten werden so schwierig, daß man sie nicht entschlüpfen lassen darf. Man sagt, die Hindernisse nähren die Liebe; dann sollte die unsrige in Ewigkeit währen, denn es kostet uns immer tausendfältige Mühe, zusammenzukommen.

Ich kenne sie nun seit zwei Jahren ..... Zwei Jahre ..... dieß ist schon eine Zeit, und man hatte ihr gesagt, ich würde sie keine drei Monate lieben! .... Man ist so bösartig! ... Es ist wahr, daß zuweilen drei Wochen vergehen, ehe wir einander sprechen

können. Wir unterhalten unsre Liebe, aber wir nützen sie nicht ab.

Wenn wir einander nicht sehen, denkt sie ohne Unterlaß an mich.... wie sie mir sagt .... und ich glaube es. Die Frauen lieben so stark, wenn sie lieben..... Können sie doch selbst dann, wenn die Pflicht sie anderswo zurückhält, in Gedanken bei uns seyn!.... Arme Clementine, die sich bei einem Gatten, den sie nie liebte, die Zeit so lang werden läßt, und von Verwandten umgeben ist, die ihr nur Kummer zu verursachen suchen! Ist es also ein Verbrechen, wenn sie zu mir kommt, um in meinen Armen einige Augenblicke jener Liebe, jenes Glücks zu finden, welches ihr Herz geträumt hatte, und das ihre Umgebung ihr nicht gewährt? Man macht so sonderbare Heirathen! man opfert die jungen Mädchen!... und die jungen Frauen sind es, die sich dafür rächen.

Das Wetter ist sehr schlecht; Der Regen schlägt an meine Fenster; es ist kalt und dunkel. Es fällt geschmolzener Schnee herab. Wird Clementine dem Wind und Regen Trotz bieten? O ja! fragt man das Wetter um Rath, wenn man wirklich liebt? Schnell ein großes Feuer, damit sie sich wenigstens bei ihrer Ankunft trocknen und wärmen kann... Ach!

nicht an diesem Feuer wird sie sich am meisten wärmen.

Ich will meine Fensterläden schließen, meine Vorhänge herablassen, dann wird man nicht sehen, daß ich Licht habe, denn es gelüstet mich nicht, andere Besuche zu empfangen, als den, den ich erwarte...

Zwar sollte man allerdings, ohne einen wichtigen Grund, diesen Abend nicht ausgehen... Wer weiß aber?... Es gibt unerschrockene Leute, die lieber durch Bäche wateten, ehe sie einen Abend zu Hause blieben.

Wäre ich selbst, wenn ich nicht auf Clementine wartete, diesen Abend zu Hause geblieben? es ist nicht wahrscheinlich, und doch habe ich zu arbeiten... zwei angefangene Stücke... ein Kapital zu vollenden... Allein im Winter arbeite ich nicht gern; Abends: Dieß ist die Stunde der Vergnügungen, bei Nacht geht es noch an; denn alsdann greift man nur in seine Ruhe ein. Ei! wir werden noch immer Zeit zum Schlafen haben!...

Ich schraube meine Lampe, deren Helle zu groß ist, niederer; lege Holz in's Kamin, setze mich in einen Großvaterstuhl, den ich vorgerückt habe, um Clementine darin ausruhen zu lassen, und fange an,

mein Feuer anzublasen, wobei ich von Zeit zu Zeit die Augen auf meine Standuhr werfe. Dieß ist meine Lage, von der man sich leicht einen Begriff machen kann, denn es gibt wenige Männer, die sich nicht schon in einer ähnlichen befunden haben: wer indeß eine genauere Beschreibung, bestimmtere Einzelnheiten zu haben wünscht, für den sage ich noch, daß ich acht und zwanzig Jahre alt bin, und einen Schlafrock von Multon, braune Haare und grüne Pantoffeln habe, daß mein Gesicht den Einen gefällt und den Andern mißfällt, und daß ich daher diese Andern einlade, mich nicht anzublicken; daß ich groß bin, aber eine schlechte Haltung, daß ich lustig bin, aber eine ernsthafte Miene habe; daß ich ein Schriftsteller und keineswegs zu beneiden bin, endlich daß man mich schlechtweg Arthur nennt.

Es gibt noch Vieles, das ich sagen könnte; zu was wäre es aber gut? es würde vielleicht langweilen, und außerdem wird es wahrscheinlich die Folge lehren.

Der Titel »Schriftsteller« ist ein schöner Titel, es ist wenigstens angenehm, wenn man frei ist, wenn man schreiben und seine Gedanken veröffentlichen kann; was die Titel betrifft, so haben diese keinen Werth für

mich, ich habe auf diejenige Verzicht geleistet, die mir durch meine Geburt zukamen, um mich meinem Geschmack für die Künste zu überlassen; man sagt, es sey eine entschiedene Neigung für etwas nöthig, um Talent dazu zu haben. ... Nun! die Neigung fehlt mir nicht. Mein Vater denkt nicht wie ich: die Vaudevilledichter nennt er Schmierer; die Verfasser von Melodramen Tausendkünstler: die Autoren komischer Opern ... Ach! was diese betrifft, so wage ich wahrlich gar nicht, zu sagen, wie er sie nennt, um so mehr, als ich auch einige komische Opern verfaßt habe.

Mein Vater hat niemals Romane gelesen, ich verschlinge sie; er liebt das Schauspiel nicht, ich bin darein vernarrt; endlich hat er nie in seinem Leben gesungen ... und ich thue nichts Anderes. Man wird einsehen, daß mein Vater und ich uns nicht vertragen konnten; und ich habe die einzige Person verloren, die im Stande war, uns einander wieder näher zu bringen, deren Nachsicht meine Fehler entschuldigte, die Träume meiner Einbildungskraft anhörte, und bei meinen ersten Versuchen die Achsel nicht zuckte. Als ich mein fünzehntes Jahr erreichte, starb meine Mutter. Meine Mutter .... die ich immer traurig bei ihrem Gatten sah ... Warum denn? sie machte doch keine Verse? .... Ich habe nie weder

den Grund ihres Dahinschmachtens, noch der geringen Geneigtheit, die mein Vater gegen sie an den Tag legte, erfahren: ich habe gedacht, daß sie sich, wie viele Leute, ohne Liebe geheirathet und es nachher bereut hatten.

Mein Vater wollte, daß ich die militärische Laufbahn betrete, die er selbst ruhmvoll durchlaufen hatte. Er behauptete, ein Edelmann könne keinen andern Stand wählen. Ich habe weder von seinen Predigten, noch von seinen Befehlen Notiz genommen. Während er glaubte, daß ich die Kriegsbaukunst und Mathematik studiere, machte ich eine Stanze, oder fertigte einen Plan ... nicht einen Angriffsplan, sondern den Plan zu einem Vaudeville. Mein Vater ist ernstlich böse geworden, er hat zu mir gesagt: »Ich will weder, daß mein Name in einem Theater ausgesprochen, noch daß er auf eine Ankündigung gedruckt und an alle Straßenecken angeschlagen werde.«

Ich habe darauf geantwortet: »Wenn dieß der Fall ist, werde ich den Namen ändern; und weil Sie glauben, ich besize nicht Talent genug, dem Ihrigen Ehre zu machen, so werde ich suchen, mir einen zu schaffen, vor dem ich nicht zu erröthen habe.« Von diesem Augenblick an habe ich mich Arthur nennen lassen, und Arthur ganz allein.

Hierauf habe ich meinen Vater verlassen; da ich seinen Namen nicht mehr führte, durfte ich auch nicht mehr bei ihm wohnen. Meine Mutter hat mir viertausend Franken Renten hinterlassen; dieß ist genug für einen Dichter.

Mein Vater hat zu mir gesagt: »Ich werde mein Vermögen verzehren, Ihnen nichts hinterlassen.« Ich habe ihm ganz ruhig erwiedert: »Sie haben die Freiheit, zu thun, was Ihnen beliebt; Ihr Vermögen gehört Ihnen, und ich werde Ihnen nicht darum grollen, wenn Sie über das verfügen, was Ihr Eigenthum ist.« Wir sind nicht als die besten Freunde auseinander gegangen, ich aber schied mit beengtem Herzen, gedrückter Brust; denn es thut immer weh, mit seinem Vater entzweit zu seyn. Als leztes Abschiedswort hat er mir zugerufen: »Sie werden nie etwas Gutes zu Stande bringen, Sie sind zu leichtsinnig dazu!« Ich habe zuweilen gedacht, mein Vater hätte Recht. Es sind nun sieben Jahre her, und seit dieser Zeit habe ich meinen Vater nur selten gesehen. Seit langer Zeit waren seine Bekanntschaften nicht mehr die meinigen; denn ich zog die Coulissen eines Theaters oder die Vorstellung eines neuen Stückes den Cirkeln vor, in welchen man das in's Lächerliche zog, was

ich vergötterte. Jezt habe ich völlig aufgehört, zu den Grafen und Marquis zu laufen, welche die Gesellschaft meines Vaters bilden. Ueberdieß heiße ich nur noch Arthur; man möchte mich dort vielleicht nicht aufnehmen. Ich bin mehrere Male zu meinem Vater gegangen; er hat mich nicht vor sich lassen wollen ... er verzeiht mir nicht, daß ich Dichter bin! ... und doch habe ich Beifall genug erlangt, um meine Verzeihung zu erhalten. In diesem Augenblick reist er, wie ich glaube ... ich habe dieß noch lieber, als daß ich ihn in Paris weiß und nicht bei ihm empfangen werden kann. Es thut wehe, wenn man nicht bei seinem Vater vorgelassen wird. ... Wie oft habe ich nicht, wenn ich mich mit blutendem Herzen und thränenvollen Augen von seiner Wohnung entfernte, die Leidenschaft verflucht, die mir seine Umarmung entzog! aber diese war stärker als ich ... ich konnte ihr nicht widerstehen! Ich zahle einige vorübergehende Erfolge sehr theuer! ... Allein man sagt, es gebe hienieden kein vollkommenes Glück. ... Wenn ich je Kinder bekomme, so lasse ich sie ungehindert ihrer Neigung folgen. ... Ei! was früge ich nach dem Stande meines Sohnes, vorausgesezt, daß er ein ehrenwerther Mann wäre? er möchte Küfer, Maler, Musiker oder

Maurer werden, was läge mir daran? ... es wäre immerhin mein Sohn, den ich in meine Arme schlöße.

Es ist schon lange her, daß ich alle diese Betrachtungen anstellte. In diesem Augenblick beschäftigt mich nur ein Gedanke: Wird sie kommen? die Zeit verfließt... der Regen hört nicht auf ... Sie wird einen Wagen genommen haben und etwas weiter weg anhalten lassen und aussteigen. Es ist so viele Vorsicht nöthig!... Armes Weib! ... sie sezt Alles auf's Spiel ... ihren Ruf, ihre Zukunft, ihre Stellung in der Welt, vielleicht ihr Leben! ... und ich, was wage ich? ... einen Degenstich, oder eine Kugel von einem Ehmann... In Wahrheit! die Parthie ist ungleich. Wir sollten sie anbeten diese armen Frauen, die so viel für uns wagen! ... wir beten sie wohl auch an, aber wir sind ihnen nicht treu.

Halb neun Uhr! ich fange an zu glauben, daß sie nicht kommt. Vielleicht irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß ... oder ist sie auch wohl dieser Verbindung müde, die ihr so vielen Kummer verursacht hat? Immer fürchten! ... zittern! ... sie wird gedacht haben, ein Augenblick des Glücks, wäre zu theuer erkauft ... aber alsdann liebt sie mich nicht sehr.

Ah! ... man hat die Klingel gezogen ... ich eile...

sie ist es . . . ah! ja, sie ist es! Ich hatte sie erkannt, ehe ich öffnete. Die Sympathie ist keine Täuschung, unser Herz schlägt schneller in der Nähe derer, die wir lieben. »— Ah! da bist du endlich! . . . Ich fing an, die Hoffnung aufzugeben! . .« — »Mein Gott! . . . an mir liegt die Schuld nicht!«

Ich führe sie in mein Zimmer an das Feuer. Arme Clementine! sie ist ganz durchnäßt! ihre Handschuhe, ihr Mantel, ihr Hut sind gebadet . . . und ich war ihr böse! »Trockne deine Füße . . . erwärme dich . . . es ist ein gutes Feuer da.«

»O! es friert mich! . . . Umarme mich zuerst!«

Ich umarme sie, blicke sie hierauf an, und umarme sie auf's Neue. Man ist so vergnügt, wenn man den Gegenstand besitzt, den man zu verlieren gefürchtet hat! . . . Ich nehme ihr Hut und Mantel ab; ich würde ihr gerne noch viele andere Sachen abnehmen, allein sie hält mich lächelnd zurück, und läßt mich neben sich niedersitzen.

»Wie kommt es, daß du bei dieser Witterung so warm hast?« — »Ich bin so gelaufen . . . ich habe Furcht gehabt, geglaubt, daß man mir folge.« — »Hast du keinen Wagen genommen?« — »Ja, ich bin in der Strasse de l' Echiquier ausge-

fliegen; hierauf bin ich durch die Straße Hauteville gegangen... ich habe immer so Furcht!... Es ist mir vorgekommen, als folge mir Jemand... ich habe mich vielleicht geirrt... indessen gieng ich so schnell... Endlich bin ich hier bei Dir!... sie können mich nicht mehr verhindern! ich kann noch einen glücklichen Augenblick zu den übrigen hinzufügen, den man mir nicht zu entreissen vermag!...«

Ich drücke ihre Hände zwischen den meinigen, küsse ihre braunen Augen, die so viel Zärtlichkeit und Sanftmuth für mich haben; ich streichle ihre kastanienbraune Haare, die nie herausfordernd gepuzt sind und doch stets so viel Anmuth haben; ich lege meinen Kopf auf ihre Schulter. Es ist uns so wohl, wenn der Kopf auf den Schultern einer Frau ruht, die wir lieben! man glaubt, man schlürfe ihren Athem ein, man mache einen Theil ihrer Person aus.

Clementine erzählt mir ihren Verdruß: man beaufsichtigt sie mehr, als je; man will nicht, daß sie ausgeht. Ihr Gatte ist alt und eifersüchtig. Er fühlt keine Liebe für seine Frau, er hat sie nie gefühlt. Nachdem er sehr ausschweifend gewesen war, hat er sich verheirathet, als er fühlte, daß er darauf verzichten

müsse, den Frauen nachzulaufen; d. h. wie er schwach und siech wurde, nahm er eine Frau, um eine Krankenwärterin zu haben. Statt sich aber eine Gefährtin seines Alters zu wählen, die für ihre Pflege keine Liebe verlangt hätte, wollte er sich noch eine junge und schöne Frau geben, ohne sich um das traurige Loos zu bekümmern, das er ihrem Frühling bereitete. Ist dieses Verfahren nicht das eines Egoisten? und wenn eine Frau entschuldbar ist, daß sie ihrem Herzen nachgegeben hat, ist sie es nicht ganz besonders in ihrer Lage? Aber Herr Moncarville ist reich und Clementine hatte Nichts. Man fand somit, daß sie eine sehr gute Heirath mache. Man zischelte sich etwas in's Ohr über meine Verbindung mit der jungen Frau, deren Bekanntschaft ich auf dem Landsiz einer ihrer Freundinnen gemacht habe; Dienstfertige haben wahrgenommen, daß ich viel mit Madame Moncarville spreche; man hat erfahren, daß der Zufall mich immer an die Orte führe, wo sie hingeht, und man hat nicht verfehlt, Alles dieß wieder Herrn Moncarville zu hinterbringen, der seine Frau über ihren Leichtsinn ausgezankt und ihr verboten hat, künftig irgend wohin ohne ihn zu gehen. In einem Alter von fünf und zwanzig Jahren muß sie bei

einem Manne bleiben, der von Morgens bis Abends zankt. Hiezu kommen noch neugierige und schwatzhafte Anverwandte, die ausspioniren, was sie thut, dem Gatten hinterbringen, was man von seiner Frau spricht; und nun man wird eine Vorstellung von dem Glück derjenigen erhalten, die man im zwanzigsten Jahre an einen Mann von vier und fünfzig verheirathete, welcher nur bedauerte, daß er nicht mehr ausschweifen konnte.

Allein einer Frau gelingt es immer, zu thun, was ihr beliebt: dieß ist für Euch, Herren Eifersüchtige! nicht beruhigend. Bestrebet Euch daher, daß es Euern Frauen gefalle, nur Euch zu sehen und bei Euch zu seyn, denn auf Ehre! wenn ihnen das Gegentheil in den Sinn kommt, so sind alle Eure Vorsichtsmaßregeln vergeblich. Leset Lafontaine! der gute Mann ist sehr gründlich über diesen Gegenstand.

»Liebe Clementine! weißt du, daß es schon zehn Tage sind, seit ich dich nicht gesehen habe?« — »O! ja, ich weiß es... Ich habe mich in dieser Zeit sehr gelangweilt! Und du... hast du ein wenig an mich gedacht?... bist du brav gewesen?« — »Vollkommen brav!« — »So sagt man mir nicht! Alle Personen die von dir sprechen, versichern, daß du ein Herum-

schwärmer, ein Bruder Liederlich seyest!... daß du keine Frau liebest, oder vielmehr, daß du sie Alle liebest, was auf dasselbe herauskommt.« — »Diese Leute da sagen dieß in deiner Gegenwart mit der Absicht, dir wehe zu thun, uns zu entzweien. Wenn man in meinem Beiseyn Böses von dir spräche, so wüßte ich wohl, deine Vertheidigung zu ergreifen.« — »Aber ich, ich wage nicht... ich fürchte, mich zu verrathen. O! Sie haben gut sagen, was sie wollen, dieß hindert mich nicht, dich zu lieben.« — »Nun, das laß ich mir gefallen!... mir mußt du glauben, und nicht ihnen! Was liegt daran, ob ich andere Frauen geliebt habe, vorausgesezt, daß ich nur dich liebe, und daß ich dich immerfort liebe?..«

Clementine blickt mich traurig an, und seufzt: »Immerfort?... Ach! ich weiß wohl, daß dieß nicht möglich ist?«

»— Und warum ist es denn nicht möglich... Warum bist du gewiß, daß ich veränderlich seyn werde? Du wirst dich also ändern, du?« — »O nein! allein bei mir ist es ein großer Unterschied!... Meine Liebe ist mein ganzes Leben, all meine Hoffnung; wenn ich dich nicht sehe, vergeht keine Minute, ohne daß ich an dich denke... ich gehe nicht aus, ich

empfange beinahe Niemanden, ich schlage alle Lustpartien aus, die man mir anbietet; ich weiß, daß ich dich nicht dabei sehen und daß ich mich dabei langweilen würde. Man wirft mir jezt vor, daß ich beständig eine düstere, verdrießliche Miene habe!... Allein man verweigert mir das Einzige, was ich wünsche... ein wenig Freiheit. Was liegt mir an diesen Juwelen, diesen Kleidern, diesen Tüchern, mit denen man mich schmückt?... ich will Niemand gefallen, wenn ich dich nicht sehen kann... und man findet es übel, daß ich nicht lustig bin mit Leuten, die mich quälen, und die aussehen, als wenn sie im Grund meiner Seele lesen wollten!... Ach! mein Freund! ich bringe mein Leben sehr traurig zu!... ich weiß, daß ich strafbar bin durch meine Liebe zu dir!... Da mir aber die Natur ein Herz gegeben hat, das die Süßigkeiten der Liebe so gut zu fühlen versteht, warum hat man mich an Jemanden verheirathet, der mir keine Liebe einflößen konnte?« — »Du siehst wohl, daß nicht du, sondern Andere Unrecht haben!« — »Die Welt urtheilt nicht so; eine Frau soll treu seyn, selbst im Fall, daß...« — »Ach! deßhalb habe ich dieses »selbst im Fall, daß« nie verstehen können.« — »Gieb Acht... du wirst meine Halskrause zerknittern.«

— »Du mußt sie ausziehen, dieß ist viel einfacher... Warum blickst du so oft nach der Uhr?« — »Weil ich nur eine Stunde habe, bei dir zu bleiben!...« — »Eine Stnnde!...« — »Ja, und noch habe ich viele Geschichten zusammenstoppeln müssen, um diese Stunde zu finden... Ich habe gesagt, daß ich zu meinem Schuhmacher gehe, damit er mir das Maß nehme, man hat mir geantwortet, daß der Schuhmacher sehr gut zu mir kommen könne. Ich habe von Veränderungen gesprochen, die ich an einem Kleide vornehmen lassen will, das man mir für die Hochzeit meiner Schwägerin macht, und habe angezeigt, daß ich zu meiner Nähterin ginge; man hat gesagt, das Wetter sey zu schlecht, man werde morgen die Nähterin aufforderu, bei mir vorbeizukommen... endlich habe ich einen Zahnschmerz, einen unerträglichen Schmerz gefunden; ich habe nicht aufgehört, zu jammern, mich zu beklagen, man war so gütig, mir zu erlauben, daß ich wegginge und mir den Zahn ausreissen lasse!« — »Arme Frau! und wenn man dich hätte begleiten wollen?...« — »Meiner Treu! ich glaube, daß ich mir einen Zahn hätte ausziehen lassen; all dieß verdroß mich so sehr, daß ich vor Zorn und Kummer weinte.«

Ich drücke sie in meine Arme, um sie ihren Verdruß vergessen zu machen, und dann bedenke ich, daß wir nur eine Stunde beisammen bleiben können. Wir haben nun schon viel Zeit zum Plaudern verwendet.

Die Stunde ist sehr schnell verschwunden, Clementine hat schon mehre Male gesagt: »Ich muß fortgehen,« und sie ist nicht gegangen. Wenn man einander so lange Zeit nicht sieht, ist es hart, so schnell sich zu trennen. Wir haben uns immer tausend Dinge zu sagen, und wir vergessen sie, oder denken erst im Augenblick der Trennung daran.

Clementine kennt meinen wahren Namen, denn sie ist keine von jenen unzuverläßigen Frauen, die fähig sind, ein Geheimniß zu verrathen. Für sie habe ich nicht allein Liebe, sondern auch Freundschaft. Ich vertraue ihr Alles, was mich angeht, ich weiß, daß sie ebensoviel Theil daran nimmt, als wenn es sie persönlich beträfe. Es ist süß, wenn man eine Freundin hat, die unsern Kummer theilt; man findet so viele Frauen, die nur unsere Vergnügungen theilen wollen!

»Wenn du keine Liebe mehr für mich hast,« sagt Clementine zu mir, »will ich fortwährend deine Freundin

seyn ... Als diese werde ich dir wenigstens nicht ganz gleichgültig werden.« — »Da ich dich aber immer anbeten will...« — »Ach!... dieß wäre gar zu schön... Man hat dein Stück gespielt?... es hat Beifall gefunden?« — »Ja!« — »Man hatte es mir gesagt... ich bin über deinen Erfolg sehr vergnügt gewesen... und muß sagen, daß ich nicht weiß, wenn es mir erlaubt seyn wird, es zu sehen! Kurz, du wirst es mir geben, wenn es gedruckt ist: ich muß es wohl lesen. Und dein Vater?« — »Ich glaube, er ist nicht in Paris, und zudem, wenn er da wäre, so weißt du wohl, daß ich ihn nicht mehr besuche. Wenn ich zu ihm gehe, sagt man mir immer, er sey ausgegangen... Meiner Treu, ich werde nicht mehr hingehen, dieß wird ihm die Mühe ersparen, mir seine Schwelle zu verbieten.« — »Ich begreife nicht, warum er so streng gegen dich bleibt!« — »Ich glaube, er hat mich nie sehr geliebt. Er ist wenig gefühlvoll, aber sehr despotisch. Man darf sich nicht erlauben, einen andern Willen zu haben, als den Seinigen, bei Verlust seiner Gewogenheit; er hat insbesondere eine Abneigung gegen die Dichter, die mir nicht natürlich erscheint; ich möchte versucht seyn, zu glauben, daß er sich über einen von ihnen sehr zu beklagen gehabt

hat; da mein Vater aber sehr wenig mittheilend ist, so weiß ich nichts weiter darüber. Wenn wir uns jezt durch Zufall in Gesellschaft begegnen, was seit ich ihn verlassen habe, zweimal vorgekommen ist, grüße ich ihn, und er spricht mit mir nur wie mit einem Fremden. Du hast aber manchmal mit meinem Vater in den Abendzirkeln des Herrn von Reveillère zusammentreffen müssen... ich weiß, daß er früher dort hin ging: Herr von Reveillère ist einer seiner alten Freunde.« — »Ich bin nie mit deinem Vater zusammengetroffen; es ist auch kaum ein Jahr, seit mein Gemahl mich zwingt, in diese großen Abendgesellschaften zu gehen... Und Herr von Reveillère kennt also deinen Familiennamen.« — »Nein, es ist höchst sonderbar, da er meinen Vater seit etwa fünfzehn Jahren aus dem Gesicht verloren hat, weiß er wohl, daß sein Freund einen Sohn gehabt hat, allein er kannte mich nicht. Seitdem hat er den Dichter Arthur eingeladen, in seinen Cirkeln zu erscheinen, ohne zu vermuthen, daß er den Sohn seines alten Freundes einlade. Was mich betrifft, so habe ich, so bald ich erfuhr, daß mein Vater dieses Haus besuche, aufgehört, mich dahin zu begeben, und jezt ist es eine Entbehrung für mich, weil ich mich dort mit dir zusam-

menfinden könnte!« — »Dein Vater hatte nicht das Recht, dir seinen Namen zu entziehen.« — »Er hat mir auch nicht befohlen, ihn aufzugeben; indem er mir aber erklärte, daß er erröthen würde, wenn man seinen Namen auf einem Theater ausspräche, hat er mich da nicht genöthigt, einen Andern anzunehmen?... Dieß ist es übrigens nicht, was mir Kummer macht... Du hast mich doch geliebt, obgleich ich mich nur Arthur nannte...« — »O! du weißt wohl, daß ich nur dich allein liebe... Verwechsle mich nicht mit jenen Frauen, welche dich deiner Erfolge wegen aufsuchen, und vielleicht morgen vergessen würden, wenn morgen dein Name nicht mehr mit Lobeserhebungen genannt würde. Deine Erfolge machen mir Vergnügen, weil sie dich glücklich machen; würdest du aber auch keine mehr erlangen, so wärest du mir darum nicht weniger theuer...« — »Ich hoffte einst, mein Vater werde aufhören, mir böse zu seyn... und sogar, daß er insgeheim geschmeichelt wäre, seinen Sohn loben zu hören... aber nein, er wollte, daß ich Oberst würde,... daß ich eine Marquisin... eine Herzogin vielleicht heirathen sollte...« — »Ach!... ja... du wirst dich eines Tags heirathen!« — »Nein, nein, ich denke nicht daran... Ach Himmel!... du

weinst jezt... Warum weinst du denn?...« — »Ich denke daran, daß du dich heirathen werdest!... es ist ganz natürlich... du mußt dich wohl heirathen... und doch kann ich nicht daran denken, ohne sehr unglücklich zu seyn!... ich habe Unrecht, wir wollen nicht mehr vom Heirathen sprechen... Was hast du seit zehn Tagen gethan? du bist in Gesellschaften, im Schauspielhause gewesen?... Für dich ist das Leben eine immerwährende Folge von Vergnügungen; du siehst wohl, daß ich Recht hatte, als ich befürchtete, du möchtest andere Bekanntschaften machen... Du siehst hübsche Frauen... liebenswürdigere... geistreichere, als ich... sie gefallen dir... du machst ihnen den Hof.« — »Weil ich dich liebe, finde ich auch keine schöner, liebenswürdiger, als dich...« — »Ja... sage mir dieß!... es ist immer ein Glück, es zu glauben... Aber schicke mich doch fort... ich werde gezankt werden... Was soll ich sagen, warum ich so lange abwesend war?« — »Daß Leute beim Zahnarzt waren, daß man warten mußte.« — »Man wird mir nicht glauben...« — »Und wann sehe ich dich wieder?...« — »Ich weiß nicht... ich werde dir zu schreiben suchen.« — »Es ist also sehr schwierig, mir zu schreiben...« — »Ei! mein Gott! wenn ich

nicht unaufhörlich beaufsichtigt wäre, würde ich nichts Anderes thun... Aber mögen sie immerhin mich ausspioniren, ich finde doch noch einen Augenblick... Leb wohl, Arthur... Wenn du mich nicht mehr liebst... wirst du es mir sagen, nicht wahr?« — »So eben fandest du, es sey noch ein Glück, wenn man hintergangen werde...« — »O! nein, gewiß, ich will lieber, daß du offen mit mir sprichst, als mich nur aus Gefälligkeit siehst: es würde mir zu wehe thun, wenn ich dich langweilte...« — »In Wahrheit, Clementine, du bist diesen Abend schrecklich...« — »Nun werde nicht böse... Wir wollen sehen, ich muß doch fortgehen... Und dieser Pförtner... was muß er denken, wenn er mich hier heraufkommen sieht?« — »O! sey ruhig, mein Pförtner denkt an nichts, als an seinen kleinen Papagei, den er seit sechs Monaten die Worte lehrt: d'un bouquet du romarin, und der erst sagt: un bouquet du ro.. du ro.. du rrrroti!« — »Wie, dein Pförtner hat einen Papagei?« — »Ja, Madame! Ehemals hatten diese braven Ziehauf nur Elstern; aber das Jahrhundert schreitet fort, wie unsere großen Männer sagen, die sich vielleicht vorstellen, daß unter unsern guten Vorältern der Zeit die Flügel beschnitten gewesen

seyen. Die Pförtner sind der Bewegung gefolgt: sie haben die Raubvögel mit dem Papagei vertauscht; einige halten sogar Affen. Man hat mir erzählt, daß ein Pförtner, dem es entleidet war, unaufhörlich die Hausthüre aufzuziehen, einen Affen gekauft habe, den er seine Stelle zu vertreten gelehrt. Der Pförtner konnte fortgehen und schwazen, oder in seiner Loge einschlafen; der Affe zog pünktlich bei jedem Hammerschlag die Thüre auf. Aber eines Abends sprach der Eigenthümer des Hauses, ein sehr ehrenwerther Mann, der eine Taubenohren-Frisur hatte mit seinem Pförtner, als man an die Thüre klopfte. Der Pförtner wollte den Dienst selbst versehen; jezt hing sich der Affe, der durchaus irgend etwas ziehen wollte, an den Zopf des Hauseigenthümers und rieß ihm die Perrücke ab; da ward der Portier und sein Affe zur Thüre hinaus geworfen.« — »Wie glücklich bist du, daß du immer lachen kannst!... Leb wohl, Arthur... küsse mich... Leb wohl... o! dießmal ist es voller Ernst!«

Sie macht sich aus meinen Armen los, und geht auf das Vorzimmer zu, als wir die Klingel an meiner Thüre heftig anziehen hören.

Clementine hält inne und zittert.

»Gesellschaft!... Wer kann Abends zu dir kommen?« — »Ich weiß nicht... ich erwarte Niemanden... der Pförtner weiß sogar nicht einmal, daß ich zu Hause bin... Hat er dich gefragt, wohin du gehest?...« — »Nein... er fragt es niemals.« — »Man wird vielleicht fortgehen.«

In diesem Augenblick klingelt es von Neuem als wenn man die Klingelschnur abreissen wollte. Clementine erblaßt und blickt mich an, während sie stottert: »Wenn man mir gefolgt wäre... wenn es wäre?...« — »Ei nein! du machst dir Sorge ohne Grund... allein man muß öffnen, dieß ist besser... man weiß dann, woran man ist. Bleibe da in diesem Cabinet... ich stehe dir dafür, daß man nicht dort eindringen soll.«

Ich lasse sie in ein kleines Gemach eintreten, worin kein Licht ist, und öffne schnell.

Ein kleiner bejahrter Mann mit einer grünen Brille und den Regenschirm unter dem Arm, wischt sich die Füße auf meiner Strohmatte ab und schickt sich an, bei mir einzutreten, wobei er wie ein Dickohriger schreit:

»Guten Abend, Herr Grognard; ich fürchtete, Sie möchten nicht zu Hause seyn... doch hatte mir

der Portier gesagt, er ist zu Hause... Es ist ein sehr traüriges Wetter!...«

Ich halte den alten Herrn, der immer eintreten will, zurück und sage ärgerlich zu ihm: »Ei, mein Herr!... hier ist nicht die Wohnung des Herrn Grognard, die Thüre gegenüber!... konnten Sie den Portier nicht fragen?...« — »Wie! ich habe mich geirrt?... schau! es ist wahr... ich glaubte, daß ich links geklingelt hätte... Ach! mein Gott!... ich, der ich so oft zu ihm komme...«

Ich schlage dem kleinen Mann die Thüre vor der Nase zu, ohne weiter auf ihn zu hören, hierauf gehe ich zu Clementinen zurück und kann, als ich sie anblicke, mich des Lachens nicht enthalten.

»Hast du verstanden?...« — »Ja.« — »Wie angenehm sind die Leute, die sich irren und die Klingelschnur abreissen, bis man ihnen aufgemacht hat! Ach! ach!« — »du lachst... ich, ich habe sehr Angst gehabt.« — »Das Kürzeste ist, daß man darüber lacht .... nun, küsse mich .... erhole dich .... du siehst, daß man sich oft wegen sehr geringfügiger Gegenstände Furcht einjagen läßt.« — »Was willst du? es überwältigt mich eben .... Leb wohl .... ich werde dir schreiben ... denke an mich, liebe keine Andere!«

— »Doch zur Sache! ich will dich bis zu einem Cabriolet begleiten... es ist spät, ich will nicht, daß du jezt allein durch die Straßen gehst.« — »Wenn man uns begegnete?« — »Man wird uns nicht begegnen.«

Ich nehme meinen Hut, meinen Mantel, lasse meine Lampe brennen und wir gehen die drei Stockwerke hinab. Sie geht flüchtigen Fußes vor der Loge des Pförtners vorüber; eine ziemlich unnöthige Vorsicht, denn mein Portier sieht nie darauf, wer ein- oder ausgeht, und wenn die Hausbewohner nicht bestohlen werden, so ist es seine Schuld nicht.

Ich nehme Clementine am Arm, wickle sie in meinen Mantel und wir gehen sehr schnell und dicht an einander gedrängt. Der Regen hat aufgehört, aber der Wind bläst gewaltig. Clementine schlägt den Kopf nieder, so wie Jemand an uns vorüber geht. Bald erblicken wir den Platz, wo die Cabriolete sind.

»Hier müssen wir uns trennen,« sagt Clementine, ihren Arm von dem meinigen losmachend, »ich werde heimgehen... gezankt und mehr als je beargusaugt werden;... aber du... was wirst du thun?... dich belustigen... den Liebenswürdigen spielen... mich vergessen.« — »Wie garstig ist es, daß du mir immer dieses sagst! ... Wenn ich durch meine Stellung ein heitereres

Daseyn habe, als du, so ist dieß noch kein Grund dafür, daß ich dich weniger liebe.« — »Du hast aber tausend Gelegenheiten, mir untreu zu seyn.« — »Um so größer ist mein Verdienst, daß ich es nicht bin.... Bei dir ist es ganz das Gegentheil; man läßt Niemand dir näher kommen... wer weiß, ob mich sonst vielleicht nicht schon ein Anderer aus deinem Herzen verjagt hätte.« — »Ach! es ist abscheulich, daß du das sagst... ich hoffe, daß du es nicht denkst!«

Trotz des wehenden Windes und der drängenden Stunde würden wir, glaube ich, noch in der Straße stehen und schwazen, wenn nicht ein Mann auf uns zugekommen wäre. Clementine, die immer fürchtet, es möchte Jemand seyn, der sie kennte, verläßt mich dießmal allen Ernst's. Sie lauft, oder vielmehr sie fliegt bis zu einem Cabriolet, steigt hinein und verschwindet bald aus meinen Augen, die dem Wagen bis an's Ende der Straße folgen.

Zweites Kapitel.

Adolph.

Ich war noch in der Straße, unentschlossen was ich thun sollte, noch unter dem Einfluß der Liebe und der Sehnsucht, noch traurig daß ich die, welche ich liebte, sich entfernen sah; da ich jedoch mich deßhalb nicht um halb zehn Uhr in's Bett legen wollte, schlug ich den Weg nach einem der Boulevart=Theater ein.

Man gab diesen Abend ein Stück von mir. Ich höre gern im Schauspielsaale über mich urtheilen; einige Autoren haben diesen Muth nicht und mischen sich nie unter das Publikum, während man ihr Werk darstellt. Es ist sicher, daß man sich dabei aussezt, sehr schlechte Complimente an sich richten zu hören; man muß jedoch All dieses anhören, als wenn es uns nichts angienge. Arbeitet nicht für das Theater und lasset Eure Werke nicht drucken, wenn ihr weder Kritiken, noch Pfeifen, oder Journal=Artikel ertragen könnt! Wenn Ihr aber im Gegentheil Alles in seinem wahren Werthe würdiget, wenn Ihr der Erste

seyd, der über einen boshaften, doch gut ausgearbeiteten Artikel lacht, wenn Ihr die Fußtritte des Esels und die Ungerechtigkeiten des Fuchses verspottet: machet es wie ich, gehet Euern Weg fort, haltet Euch hierin an die immer gerechte Masse, an die stets unpartheiische Zeit und an Eure Neider selbst, die Euch dienen, indem sie Euch zu schaden glauben.

Ich nehme meinen Platz im Hintergrund einer offenen Baignoire; auf dem Vordersitze sind zwei Damen. Ich halte mich ganz ruhig hinten in der Loge und spreche nichts. Ich treibe den Stoicismus nicht so weit, wie Piron, daß ich selbst meine Stücke bekrittle und auspfeife; ich horche: im Saal lachte man: die vor mir sitzenden Damen zuckten die Achseln.

»Das ist sehr schlecht!« sagte die Eine, »das ist erbärmlich! erwiederte die Andere und man wendet sich ein wenig nach mir um, wie wenn man sehen wollte, ob ich beistimme; ich bin unbeweglich; allein ich habe die Damen betrachtet und sehe mit Vergnügen, daß sie beide häßlich sind. Es liegt ein gewisser Genuß darin, zu sehen, daß die Natur uns an den Leuten rächt, die schlecht von uns sprechen.

»Es ist mir sehr leid, daß ich hieher gekommen bin,« fährt eine dieser Damen fort, wobei sie sich ein

wenig rückwärts beugt. »Wir würden viel besser gethan haben, ins Theater du Gymnase zu gehen... ach, Gott! Das laß ich mir gefallen! dieß ist ein Theater von gutem Ton!...« — »Wir hätten keine Plätze erhalten, es war zu spät....« — »Wie kann man doch über alle diese Dummheiten da lachen!...« — »Dieß frage ich mich gleichfalls... Sehen wir, von wem ist dieses Stück? Ah! Arthur!... der Romane geschrieben hat, die man nicht zu lesen wagt!...ich kenne ihn...« — »Ich, ich kenne ihn auch: ich habe mich mit ihm in Gesellschaft befunden. Es ist ein kleiner Buckliger...« — »Ja, ein alter Magerer.«

Ich war mir bewußt, weder alt, noch mager und bucklig zu seyn. Was mich betrifft, so kannte ich diese Damen, die behaupteten, daß sie mich so gut kennen, keineswegs. Allein nach den spröden Ausrufungen, welche sie so eben affektirten, möchte ich wetten, daß es höchstens Halbtugenden sind. Ehrbare Frauen sind nicht gewohnt, ziererisch zu seyn, sie würden befürchten, daß sie sich bemerklich machten.

Es ist noch keine Viertelstunde verflossen, bis ich den Beweis erhalten, daß ich mich nicht geirrt hatte. Man läßt sich die Loge öffnen, in der wir uns befinden.

Es ist ein großer Herr mit schwarzem Schnurrbarr, dickem Backenbarte, mit einer Kette von Haaren, die sein Kinn einfaßt und mit Augen, die aussehen, als ob sie den Geldbeutel oder das Leben heischten. Ein Pfeifen- und Branntweingeruch dringt mit diesem Herrn in die Loge, der ohne einzutreten sich über die Sitze beugt und den Damen zuruft! »Wie Sie sind in den Baignoires, und ich suche sie schon seit zwei Stunden auf der ersten Loge, den Avant-Scenen!... Nun gut! dieß ist hübsch! ... dieß ist angenehm! ...«

»— Mein Gott! Theodor, es ist nicht der Mühe werth, daß man sich hier sehen läßt, ... in einem so schlechten Theater! ... und dann war Stella nicht im Putz ... Kommen Sie doch zu uns her!«

»Ah ja! halten Sie ihn fest!« — »Ich werde mich in Eure Hühnerkäfige einsperren! ... das ist sehr schön! ... das ist abscheulich: das heißt sich lustig machen über die Leute! ... Man sollte Alles zusammen hängen, Dichter und Schauspieler.«

»— Wie boshaft er ist! ... Kommen Sie doch her!...« — »Sehr gerührt!« — »Und ist Follard bei Ihnen?« — »Nein er ist in großer Gesellschaft bei Grafen, Marquis ... O! er ist völlig im Schwung! ... Es ist aus, seit seiner Rückkehr aus England

kann man ihn nicht mehr haben....« — »Er hatte mir aber versprochen, daß er morgen bei mir zu Mittag speisen werde. — »O! alsdann wird er kommen; er ist ein pünktlicher Junge.. wie ich.« — »Das heißt nicht viel.... — »Habe ich je bei Ihnen gefehlt meine Damen?... Antworten Sie, habe ich je bei Ihnen gefehlt?...« — »Kommen Sie doch zu uns ... wir haben Langeweile zum Sterben; Sie werden uns erheitern.« — »Nie!... ich würde in einer solchen Loge Krämpfe bekommen... Ich will weiter eilen... Viel Vergnügen!«

Herr Theodor hat die Logenthüre wieder zugeschlagen, als wenn er sie zerschmettern wollte; und ich lächle mitleidig, indem ich die beiden Damen anblicke, die mit verächtlicher Miene den Mund verziehen, wenn man in dem Stück ein etwas leichtfertiges Wort sagt, und doch einen Gehülfen der Roulettebank zum Kavalier haben; denn in dem Mann mit dem Schnurrbart habe ich einen jener Herrn erkannt, die an einem der grünen Tische des Palais=Royal sitzen und die Kugel drehen.

Sie gehen also in die Spielhäuser? wird man mir sagen. Wenn man schreibt und wahr seyn will, muß man überall hin gehen; man muß nicht erfinden, sondern aus dem Gedächtniß malen können. Ich habe Herrn Theodor ganz richtig erkannt, weil sein Gesicht,

seine Stimme, seine Manieren sehr kenntlich sind. Ich habe eine sehr schlechte Meinung von ihm, — nicht weil er Spielbankgehülfe ist; man kann ein nicht sehr ehrenvolles Amt annehmen, um seine Familie zu erhalten. Dieß war schon oft der Fall; allein Herr Theodor erhält Niemand, und ich glaube eher, daß er allen denen zur Last fällt, die das Unglück haben, ihn zu kennen: er ist die Säule einer Tabakskneipe; er ist ein Lärmmacher, ein Mann, den man überall findet, wo es Leute giebt: bei Festen, in neuen Stücken; immer ausgesucht, affektirt gekleidet, mit einer Miene, als wenn er sagen wollte: »Blicket mich an, sehet wie schön ich bin!...« und die Meinung hegend, daß er seine pöbelhaften Manieren unter einer unverschämten Miene verbergen könne.

Ich habe an den Bekanntschaften des Herrn Theodor übrig genug; ich lasse diese Damen darüber lamentiren, daß sie zu einem ihrer so unwürdigen Schauspiel gekommen sind, und gehe aus der Loge weg, nicht ohne daß ich mir erlaubte, ihre Hüte ein wenig zurückzustoßen, um die Schlußbank aufzuheben, weßhalb sie die Stirne runzeln und mich mit einer Miene anblicken, die zu sagen scheint: »Sie sind sehr kühn, daß Sie unsre Hüte berühren!...« und ich

habe Lust ihnen zu antworten: »ich werde es nie genug seyn, Ihre Personen zu berühren.«

Ich gieng einen Augenblick an den Eingang des Orchesters; *) plötzlich fühle ich, daß man mir auf die Achsel klopft. Es ist ein Herr, den ich nur sehr wenig kenne, der aber immer mit mir spricht; er fängt an zu schreien:

»Guten Abend, Herr Arthur! Sie wollen Ihr Stück sehen? ... und ich will es auch sehen. ... Ich komme ... ein wenig spät ... doch dieß ist gleichgültig ... ich werde es verstehen, ich habe das Journal gelesen ... Ah! ah! ich will Sie beklatschen! Man sagt Ihr Stück sey nicht schlecht. Ist es von Ihnen allein? Haben Sie noch andere in Arbeit?«

Ich kenne nichts Abscheulicheres, als so vor allen Leuten genannt und ihnen zum Schauspiel gegeben zu werden; sie glauben dann, daß man sich dahin stelle, weil man erkannt werden wolle. Ich drehe meinem Schwätzer den Rücken zu, und entferne mich, ich weiß nicht was vor mich hin murmelnd. Ich will das

*) In den Theatern von Paris ist das Parterre in zwei Theile abgetheilt; der dem eigentlichen Orchester zunächst befindliche führt gleichfalls diesen Namen.

Anm. d. Uebers.

Theater verlassen, als ich in einem Gang meinen Namen rufen höre, dießmal aber ganz leise.

Ich muß dem Leser vorerst mittheilen, daß ich einen Freund habe. Dieß ist sehr wenig, wird man mir sagen. Ich finde, daß es sehr viel ist. Und noch verstehe ich, wenn ich sage, ich hätte einen Freund, darunter nur, daß ich Freundschaft für Jemanden habe; doch möchte ich die seinige nicht auf zu harte Proben stellen. Der, von dem ich dir, Leser, sprechen will, heißt Adolph Designy; er ist aus einer alten Familie der Bretagne, deren Bekanntschaft mein Vater selbst nicht verschmäht haben würde. Adolph ist zwei und zwanzig Jahre alt und sieht aus, als ob er kaum neunzehn wäre, er ist ein hübscher Junge; seine rosigen Wangen blühen noch in erster Jugendfrische; seine großen, blauen Augen haben einen Ausdruck von Offenherzigkeit, der zum Voraus für ihn einnimmt; kurz er besizt die ganze unschuldige Arglosigkeit, welche sein Physisches anzeigt; er läßt sich mit dem besten Glauben von der Welt hinter's Licht führen: Ist es Eigenliebe, ist es Gutmüthigkeit? er will nie glauben, daß man die Absicht gehabt habe, ihn zu betrügen.

Es sind nun zwei Jahre seit er in Paris ist. Seine Eltern haben Vermögen und geben ihm nur

eine sehr mäßige Pension, um ihn zu verhindern, daß er Tollheiten mache, was übrigens nicht immer das beste Mittel ist. Indem man uns eines Vergnügens beraubt, benimmt man uns die Lust nicht, es zu genießen; es wäre viel vernünftiger, wenn man uns damit übersättigte.

Der junge Designy soll die Rechtswissenschaft studieren, wiewohl man nicht die Absicht hat, einen Advokaten aus ihm zu machen; aber mit einem leicht zu entflammenden Gemüth, einem freundschaftlichen Charakter und wenig Umsicht, war es nicht wohl anders möglich, als daß er in Paris von dem Wege abkam, den seine Eltern ihm vorgezeichnet hatten. Er ist ein junger Mann, der sich zu sehr hinreißen läßt, und der, wenn er gewahrt, daß er eine Dummheit gemacht hat, aus Eigenliebe und um seinen Irrthum nicht einzugestehen, darin beharren wird. Ich hatte kurz nach seiner Ankunft in Paris Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen: er hat einen Grund von Redlichkeit in sich, der mir gefiel; und ich habe sein Entgegenkommen erwiedert, indem ich wünschte, ihm nützlich zu seyn und ihn seine Leute besser kennen zu lehren, nicht, daß ich mir schmeichle, ich sey selbst sehr schlau und lasse mich nie betrügen; allein man sieht

oft besser in den Angelegenheiten Anderer, als in seinen eigenen, und zwar aus dem Grunde, daß wir das, was nur unsere Freunde angeht, kaltblütig und leidenschaftslos betrachten.

Adolph ist entzückt gewesen, daß er meine Bekanntschaft machte, weil ich ein Dichter bin, in die Theater gehe, viel mit Schauspielern und Schauspielerinnen in Berührung komme. Für junge Leute, die mit einer an Leidenschaften fast jungfräulichen Seele nach Paris kommen, ist das Theater ein Ort der Seligkeit, die Schauspielerinnen sind Götinnen, die Schauspieler Halbgötter und die Dichter vom Himmel begünstigte Sterbliche. Armer Adolph!... ich habe ihm schon zu beweisen gesucht, daß alle diese Gottheiten nur Menschlichkeiten an sich tragen. Ich habe ihm einige vielleicht ein wenig strenge Lehren gegeben, allein ich liebe diesen jungen Menschen, und deßhalb möchte ich ihn aufklären. Ich bin sechs Jahre älter als er und habe eine große Erfahrung. Ich erlaube mir, den Mentor zu machen, und wenn ich nicht durch das Beispiel predige, predige ich doch viel in Worten. Manchmal sind meine Ansichten, meine Rathschläge Adolph langweilig; ich werde es daran gewahr, daß er dann mehre Tage nicht zu mir kommt. Beweisen ihm aber

die Begebenheiten, daß ich Recht hatte, daß ich richtig prophezeite, dann besucht er mich wieder; er verliert kein Wort über das, was ihm zugestoßen ist. Ich frage ihn nicht das Mindeste über die Vergangenheit, und wir sind sehr gute Freunde, bis er eine neue Tollheit gemacht hat, für die ich ihn auszanke, und er wieder anfängt, mit mir zu schmollen.

Adolph habe ich nun im Schauspielhause getroffen, wie er in der Gallerie mit einem jungen und ziemlich hübschen Frauenzimmer sich ergieng, deren Wesen mir jedoch ein wenig zweideutig schien. Diese Frau oder diese Jungfer, ich glaube, daß beide Titel ihr gleich gut anstehen, hängt sich an den Arm ihres Kavaliers, wie wenn sie darauf hielte, die große Innigkeit, die sie vereint, öffentlich an den Tag zu legen. Adolph, ganz stolz auf die Ungezwungenheit seiner Dame, hat ein Lächeln der Zufriedenheit auf seinen Lippen, und Etwas in seinen Augen, das zu sagen scheint: Sie werden hoffentlich sehen, daß dieß meine Geliebte ist!

»Guten Abend, Herr Arthur,« sagt Adolph zu mir, indem er mit seiner Dame vor mir stehen bleibt.

»— Ah! guten Abend, Adolph!...«

Und wir blicken einander einige Augenblicke an. Er will sehen, ob ich seine Eroberung bewundere, und ich habe ohne Zweifel irgend etwas Spöttisches in meinen Augen, das ihn ärgert, denn er fährt mit ernsthafterer Miene fort: »Madame hatte Lust ins Theater zu gehen ... ich habe sie zur Aufführung Ihres Stücks geführt« — »Dieß ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Ich wünsche, daß es Madame gefallen möge.« — »O! mein Herr! man ist sicher, daß man sich stets durch Ihre Werke unterhält ... sie sind zu heiter! ...«

Die junge Dame hat mir selbst geantwortet, wobei sie auf eine sehr angenehme Weise lächelt, und mich ganz weiße und hübsch gereihte Zähne sehen läßt. Man ist nie gefühllos gegen ein schmeichelhaftes Wort, besonders wenn es aus einem hübschen Munde kommt. Die junge Dame kommt mir schon unendlich besser vor! ... Ich danke ihr, indem ich ihre sehr ausdrucksvollen Augen starr ansehe. Adolph scheint entzückt; er fährt fort:

»Madame wünschte sehr, Sie zu sehen ... sie kennt alle Ihre Werke; ich habe ihr gesagt, daß ich das Vergnügen habe, genau mit Ihnen bekannt zu seyn.... Sie sehen, Julie, daß ich Sie nicht betrogen habe.«

»— Ich habe nie gedacht, daß Sie ein Betrüger seyen!« erwiedert Julie, boshaft lächelnd und mich an-

blickend, als ob sie erfahren wollte, ob ich sie verstehe? und ich bilde mir ein, daß ich sie verstanden habe.

»Man wird anfangen.... Kommen Sie doch mit uns, wenn Sie allein sind...« — »Gerne.«

Ich folge ihnen in eine Loge der zweiten Gallerie. Ich nehme meinen Platz hinter ihnen. Die Geliebte Adolphs hat die Güte sich mehr mit mir, als mit ihm zu beschäftigen; es scheint daß sie sehr lustig ist, sie lacht leicht, hat glückliche Einfälle; ich weiß nicht ob sie Geist hat. Bei den Frauenzimmern täuscht man sich leicht darin; Gewäsche, Geplauder, Boshaftigkeit glänzen öfters sogar mehr, als wirklicher Geist; es ist aber nur ein Kunstfeuerwerk, das keine Dauer hat, nach einiger Zeit, ist man erstaunt, daß man nichts mehr daran finden kann, oder fortwährend das Nämliche hört....

In einem Augenblick, wo diese Dame ihre Aufmerksamkeit dem Spiele schenkt, beugt sich Adolph gegen mich und sagt mir in's Ohr:

»Wie finden Sie sie?« — »Sehr gut.« — »Sie betet mich an.« — »Es ist möglich.« — »O! sie hat es mir bewiesen.... Es ist eine... sehr ausgezeichnete.. Frau... die Abentheuer gehabt hat....« — »Was das Leztere betrifft, so glaube ich es!« — »O! aber keine

Abentheuer, wie Sie es meinen könnten! ... sie ist höchst ehrbar. ... Kommen Sie diesen Abend doch ein wenig unten in das Café, nach dem Schauspiel werde ich sie heimführen; sie wohnt in meinem Hause; ich werde sodann zu Ihnen zurückkommen, Ihnen erzählen wie ich Juliens Bekanntschaft gemacht habe.« — »Gut ... ich will Sie im Café erwarten.«

Das Schauspiel geht zu Ende. Adolph führt seine kleine Eroberung weg, indem er mir sagt: »Auf Wiedersehen!« und Madame Julie macht Augen auf mich, als wenn sie mir ebenfalls sagen wollten: Auf Wiedersehen!

Ich will in das Café treten; wie ich gerade dort eindringe, nimmt mich ein Mitbruder, der heraus trat, beim Arme mit den Worten: »Sie werden mich heimbegleiten, wir sprechen von unserem Geschäfte.«

Ich lasse mich wegführen; das Wetter ist wieder auf dem Gefrierpunkt; aber wir gehen spazieren, als wären wir im Sommer: das Genie und die Liebe haben nie kalt, und es scheint, daß mein College und ich diesen Abend viel Genie hatten, denn wir schwazten seit langer Zeit auf den Boulevarts und sezten den Plan zu einem Stücke fest, das einen donnernden Beifall erhalten sollte, um mich der

Mode=Ausdrücke zu bedienen, als es mir einfiel, daß mich Adolph im Café erwarten mußte. Ich verlasse den Mitbruder schnell und komme an den Ort des Stelldichein zurück.

Es ist beinahe Mitternacht; man beginnt das Caffe=haus zu schließen, in welchem nur noch einige Müßig=gänger, oder jene hartnäckigen Dilettanten bleiben, die sich nicht in's Bett legen können, ohne daß sie das Abendjournal gelesen haben. Ich sehe Adolph nicht, vielleicht ist er im Billardzimmer.

Ich gehe zum Billard hinauf, dort sind noch viele Leute, man spielt, trinkt Punsch, die Partie scheint lebhaft. Adolph ist einer der Spieler, und in seinem Gegner erkenne ich zu meinem Erstaunen Herrn Theodor.

Sollte Adolph diesen Herrn von der Roulette kennen, oder hat er nur so aus Gelegenheit eine Parthie mit ihm gespielt. Dieß werde ich bald erfahren.

Der schöne Herr mit dem Schnurrbart, ist, wie es scheint, bei sehr guter Laune; er spielt mit Grazie, und sich nachläßig über das Billard hinstreckend, macht er beinahe bei jedem Stoß einen Ball, während Adolph, dessen Gesichtsfarbe belebt und dessen Miene leicht ver=zogen ist, sehr schlecht spielt und fast alle Bälle fehlt.

Es scheint mir, daß diese Herren für einen Theil der Anwesenden um Punsch spielen; denn um eine andere Bowle stehen etwa ein Duzend Gläser herum, und während sich Herr Theodor bewundern läßt, ruft er aus: »Nun schenk ein, Salomon, schenk ein; Herr Adolph will uns regalieren.«

Das Individuum, das man, ich glaube nicht seiner Weisheit halber, Salomon nennt, ist ein gewöhnlicher Besucher der Caffehäuser, einer von jenen stets schmuzigen Menschen, die, bis an's Kinn zugeknöpft, eine Miene fortwährend übler Laune, und beide Hände in ihren Taschen haben. Bei der Aufforderung seines Freundes Theodor geht er, sich schaukelnd, auf den Punschtisch zu, hält aber unterwegs an, stampft mit dem Fuß auf den Boden, wobei er ausruft: »Es giebt nichts, was mich so übler Laune macht, als dieß!...« »Was hat man dir denn gethan Salomon?« »Alexander hat meine Pfeife nehmen lassen*)... eine so gut angerauchte! ich hatte so viele Mühe darauf verwendet!« »Man wird dir eine andere geben«...— »Dieß ist nicht das Gleiche! ich halte auf meine Pfeife,

*) Die gewöhnlichen Gäste der Pariser Estaminets haben dort beständig in eigenen hiezu bestimmten Kästchen ihre kölnische Pfeifen, deren Platz mit ihrer Nummer bezeichnet ist. Anmerk. d. Uebers.

ich... meinetwegen bin ich lächerlich, dieß ist möglich... allein ich bin so...« »Vorwärts! schenk doch ein!... Ach! Herr Adolph... Sie sind ausser sich!... Sie verfehlen die schönsten Prisen!...«

Adolph weiß in der That nicht mehr, was er thut. Die Parthie beschäftigt ihn so sehr, daß er meine Gegenwart nicht gewahr wird. Ich gehe auf ihn zu:

»Sie spielen, während Sie mich erwarten?...« »Ah! Sie sind da... Ja... ich mache eine Parthie... Nehmen Sie doch ein Glas... trinken Sie doch Punsch...« — »Sie kennen diesen Herrn, mit dem Sie spielen?...« — »Ich kenne ihn ein wenig... Er ist sehr liebenswürdig... er steht in Berührung mit den besten Gesellschaften in Paris.«

Ich bin versucht, ihm zu sagen: »Sie sind sehr einfältig, mein lieber Freund!« allein dieß ist nicht der Augenblick dazu. Ich nehme ein Glas Punsch und betrachte die Scene genauer.

Herr Salomon hat eingeschenkt, will aber nicht trinken; er streckt sich auf einer Bank aus, indem er wiederholt: »Ich bin lächerlich... nun gut! ja, ja, ich bin lächerlich... ich bin aber einmal so! und ich kann nicht leiden, daß man meine Pfeife berührt...«

Herr Theodor macht einen Ball nach dem andern, wobei er sich alle mögliche Grazie giebt; als er bei Herrn Salomon vorüber kommt, klopft er ihn auf den Bauch und sagt: »Warum willst du nicht ein Glas von dem Punsch annehmen, den der Herr mit so vieler Großmuth verliert?« — »Nein... ich kann es nicht leiden, daß man meine Pfeife berührt... Ich bin sehr lächerlich, ich!...«

Der Zustand, in welchem ich Adolph sehe, scheint mir nicht natürlich: große Schweißtropfen rinnen ihm von der Stirne, seine Adern sind geschwollen, er weiß nicht mehr, was er thut, denn er fehlt Bälle, wo man nur zu stoßen braucht. Ich glaube die Ursache seiner Unruhe zu errathen!... er hat nicht Geld genug bei sich, um Alles zu bezahlen, was er verliert, er weiß nicht, wie er es machen soll und würde die ganze Nacht fortspielen, nur damit es kein Ende nähme.

Armer Junge! Jezt begreife ich, warum er so schlecht spielt. Ich muß ihn aus dieser Verlegenheit ziehen. Ich habe mich mit neunzehn Jahren in einer ähnlichen Lage befunden, und erinnere mich, daß es mir sehr schlecht zu Muthe war.

Herr Theodor an den Punschtisch tretend, sagt zu seinem jungen Freunde:

»Ich glaube, Herr Adolph, daß Sie uns diesen Abend frei halten wollen... Sie sind nicht im Stoß... Sie wissen, daß wir auch um alle Kosten spielen.... Sie haben fünf... ich achtzehn, und dieß ist die Lezte, die Entscheidende... an Ihnen ist das Spielen... Sie sind am Band, junger Mann!...«

»Ah! ja... ah!... dieß ist die Lezte...« murmelt Adolph seine Stirne trocknend: und er schickt sich an, zu spielen. Ich halte ihn zurück...

»Wenn Sie wollen, und wenn der Herr darein willigt, übernehme ich Ihre Parthie«

Adolph blickt mich an, als traue er seinen Ohren nicht; er stottert: »Meine Parthie.... wie? .... Sie wollten meine Parthie übernehmen?.... ich werde aber Alles bezahlen müssen...« — »Ich sage Ihnen, daß ich Ihre Parthie übernehme... Sie sind diesen Abend nicht im Stoß...«

Der große Theodor sieht mich an, und seinen Schnurrbart streichend, ruft er aus: »Der Herr spaßt!...« — »Nein... ich wiederhole Ihnen, daß ich mich an des Herrn Stelle seze, wenn Sie mich nicht zu sehr fürchten...« — »Sie fürchten! Aber bedenken Sie doch, daß mein Gegner nur fünf hat, daß ich achtzehn habe, daß wir auf vier und zwanzig spielen,

und daß es sich um zwei Bowlen Punsch mit Makaronen und um alle Kosten handelt!...« — »Ich weiß dieß Alles ... und übernehme dennoch die Partbie; wollen Sie Adolph«? — »O! von ganzem Herzen... und Sie Herr Theodor?... ich sage Ihnen zum Voraus daß dieser Herr stärker ist, als ich...« — »Wäre der Herr so stark... wie vierzig tausend Mann so wäre es doch närrisch, wenn ich bei einer Parthie von fünf gegen achtzehn, zurückwiche.«

Adolph überreicht mir sein Queue, wie Einer, der sich von einem Abgrund gerettet sieht. Ich weiß wohl daß ich verlieren werde, allein ich will mich bemühen, mich für mein zu Geld unterhalten. Jedermann tritt näher, man ist begierig zu sehen, wie ich mich aus der Sache ziehe, in die ich mich eingelassen habe. Herr Salomon allein ist auf seiner Bank hingestrekt geblieben, wo er dem Kellner immer noch zuruft: »Ich hatte Ihnen doch sehr verboten, jemals meine Pfeife berühren zu lassen!... es ist mir gleichgültig, ob man mich lächerlich findet, ich bin einmal so.«

Ich spiele sehr kühn, denn ich bin überzeugt, daß ich verlieren werde; allein der Zufall dient mir, ich mache neun Points nacheinander, was beinahe das Gleichgewicht zwischen meiner Stellung und der meines

Gegners herstellt. Herr Theodor giebt sich keine Grazie mehr, er singt nicht mehr vor sich hin; sein Gesicht hat den Ausdruck seines Freundes Salomon angenommen! Er spielt gezwungen, läßt die Lampe höher richten, will nicht, daß irgend Jemand sich bewege, weil ihm dieß Zerstreuung verursache. Nachdem er mich endlich mit Schrecken bis zu zwei und zwanzig hatte kommen sehen, gelingt es ihm endlich die Parthie zu gewinnen. Jezt wirft er sein Queue auf das Billard, indem er wie ein General, der die Schlacht gewonnen hat, ausruft:

»Der Herr ist von erster Stärke!... ich konnte mir nicht vorstellen, mit wem ich es zu thun hätte!... allein er ist von erster Stärke!...«

Ich nehme die Schmeicheleien des Herrn Theodor mit vieler Gleichgiltigkeit hin, bezahle was man schuldig ist, mache Adolph ein Zeichen, und wir gehen weg.

»Es ist mir sehr leid, daß Sie verloren haben,« sagt mein junger Freund zu mir, als wir auf den Boulevarts sind. »Ich habe wohl einen Augenblick geglaubt, Sie würden gewinnen.« — »Und ich habe nie daran gedacht.« — »Warum haben Sie alsdann meine Parthie übernommen?« — »Weil ich Sie aus einer sehr unangenehmen Lage ziehen wollte! seyen Sie

aufrichtig, Adolph ... zudem ist dieß Ihre Gewohnheit: Sie hatten nicht genug Geld bei sich, um Alles zu bezahlen, was Sie verlieren konnten.« — »Dieß ist wahr ... O! es quälte mich schrecklich ... Wie haben sie es errathen?« — »Das konnte man sehr leicht sehen ... an der Art mit der sie spielten, und an dem Gesicht, das Sie dazu machten. Mein lieber Adolph! bedenken Sie stets, daß man sich nie in ein Spiel einlassen muß, wenn man nicht weit mehr Geld in der Tasche hat, als man braucht; denn sonst läßt die Furcht vor Verlust tausend Böcke schießen, und man wird immer besiegt werden.« — »Ich glaubte, ich würde nur eine Parthie spielen. Man hat weitere vorgeschlagen ... ich wagte nicht zu refusiren. Ueberdieß bin ich eben so stark, als dieser Herr, und in der That, wenn ich mehr Geld bei mir gehabt hätte, würde er mir nichts abgewonnnen haben.« — »Dieß ist noch nicht gewiß; dieser Herr ist einer von denen, die beinahe ein Handwerk aus dem Spiel machen, und solche Leute spielen gut. Woher kennen Sie diesen Herrn Theodor?« — »ich habe ihn getroffen ... im Kaffeehaus ... im Theater.« — »Mein lieber Adolph Sie haben da eine sehr schlechte Bekanntschaft gemacht! .. Folgen Sie mir, gehen Sie nicht mehr mit diesem

Menschen da!« — »Sie glauben immer, daß man mich zu Grund richten, ... mich betrügen wolle! ...« «Ich sage nicht, daß man Sie zu Grund richten wolle ... ich traue Ihnen zu, daß Sie natürlichen Verstand genug besizen, um dem zu widerstehen, was man zu diesem Zweck thun würde. Ich sage Ihnen aber, daß man Ihre Treuherzigkeit mißbraucht, und daß wir in einer Welt leben, bei welcher diese Tugend beinahe ein Fehler ist. Ich sehe wohl, daß ich Sie langweile, wenn ich ihnen dieß sage; aber meinetwegen! ... ich spreche aus Freundschaft so zu Ihnen; ich habe Erfahrung, ich.« — »Nüzt sie Ihnen viel?« — »Sie könnte sehr wenig nüzen, und doch meinen Freunden höchst dienlich seyn; indeß wir wollen von Ihrer neuen Eroberung sprechen!« — »Ah! nicht wahr sie ist reizend?« — „Ja ihr Gesicht ist sehr angenehm. Es ist noch nicht lange, seit Sie dieses Frauenzimmer kennen?“ — „Es sind noch keine sechs Wochen; sie hat sich in meinem Hause eingerichtet ... auf meinem Boden sogar, daher habe ich einstmal Abends beim Nachhausekommen ... als ich kein Licht hatte, aber sie, und ihre Thüre gerade offen war ...« — »Dieß war sehr vorsichtig von ihrer Seite“ — „um die Erlaubniß gebeten, mein Licht

anzünden zu dürfen ... und dann ... nach und nach ..."
„Ich errathe das Uebrige; wer ist aber dieses Frauenzimmer da? ... erstens: ist sie eine Frau?" — „Ja ... das heißt, sie ist Wittwe." — „Sie ist noch sehr jung für eine Wittwe." — „Sie ist vierundzwanzig Jahre alt. Man hat sie mit achtzehn Jahren verheirathet; ihr Mann hat sich nach vierzehntägiger Ehe erhängt." — „Teufel! es scheint, daß dieß nicht ihre Bestimmung war." — „Er war ein Spieler; er hatte das ganze Heirathsgut Julien's durchgebracht, verloren; sie besaßen einen prächtigen Laden mit Modeartikeln, den sie zu verkaufen genöthigt war; endlich ist ihr von Alldem nichts geblieben, als ein kleiner Knabe." — „Dieß bleibt immer bei großem Unglück übrig!" — „Er ist in Pension ... das heißt in Halbpension, hinter uns ... Sie wissen in meiner Straße" — „Endlich, was treibt diese Dame jezt?" — „Nichts ... aber sie hat die Absicht, wieder ein Handelsgeschäft anzufangen." — „Man lebt nicht von Absichten." — „Ich denke, daß sie noch etwas hat ... und dann große Hoffnungen ... Meiner Treu ... wenn ich nicht so jung wäre ... sie liebt mich so sehr! ... ich werde nie ein Frauenzimmer finden, das mich so heiß liebt ... ich

glaube, ich würde wohl daran thun, sie zu heirathen."

Ich bleibe vor Adolph stehen und blicke ihn starr an, wobei ich spreche: „Sie sind toll, mein lieber Freund!" — „Weil ich Julien anbete?..." — „Beten Sie sie an, gut; aber sprechen Sie nicht davon, daß Sie eine Frau heirathen wollen, welche Sie kaum kennen!... welche Ihnen Geschichten vorgemacht hat, die wahrscheinlich von ihrer eigenen Erfindung sind... die vielleicht schon zehn Liebhaber vor Ihnen gehabt hat, und die sicherlich noch welche nach Ihnen.... oder mit Ihnen haben wird."

Adolph beißt sich in die Lippen; er ist böse und antwortet mir mit bitterem Tone: „Mein Herr, ich weiß nicht, warum sie schlecht von Madame Ulysse sprechen, sie verdient es nicht, und zudem kennen Sie sie nicht; also..."

„— Ei, mein Gott! mein lieber Adolph! wenn Sie mich Herr nennen, sehe ich, daß Sie mich nicht mehr anhören.... Lieben Sie Madame Ulysse, mein Freund, seyen Sie glücklich mit ihr, aber ich bitte Sie, denken Sie nicht daran, sie zu heirathen.... Sehen Sie, ich wette, ehe drei Monate vergehen, werden Sie mir sagen, daß ich Recht hatte." — „Ich wette das Gegentheil." — „Unterdessen wollen wir

uns schlafen legen. Leben Sie wohl Adolph!" — „Guten Abend, Herr Arthur!"

Er verläßt mich, noch immer grollend.

Drittes Kapitel.

Die kleine Pension.

Mehre Tage sind vorüber, und ich habe Adolph nicht wieder gesehen; ohne Zweifel kann er, ganz seiner neuen Liebe angehörend, der Freundschaft keinen Augenblick schenken; ich finde dieß ganz natürlich und werde es gerne entschuldigen; allein ich fürchte, er möchte irgend eine große Dummheit begehen. Madame Ulysse besitzt Alles, was zum Unterjochen nöthig ist: sie ist hübsch, kokett, ich halte sie nicht für dumm, und der liebe Adolph ist kein Adler, obgleich er die Einbildung hat, daß er sich nicht betrügen lasse. Es würde mir leid seyn, wenn dieser junge Mensch Handlungen begienge, die man schwer wieder verbessern könnte. Ich habe Freundschaft für ihn; ich weiß nicht, ob er sie mir erwiedert; allein ich bin ihm schon bei mehr

als einer Gelegenheit nützlich gewesen, und ich glaube, daß man sich in der Freundschaft, wie in der Liebe, durch das Gute, das man erzeigt, an einander bindet.

Ich erinnere mich an das, was mir Adolph von seiner Julie erzählt hat; von der ganzen Geschichte mit dem gehenkten Ehemann ist ein kleiner Knabe von fünf oder sechs Jahren übrig geblieben, der in einer Pension ist, die man, streng genommen, eine Schule nennen könnte. Ich erinnere mich an diese Pension, die in der Straße ist, wo Adolph wohnt, ich ging ehemals öfters dorthin, und besuchte den Sohn einer Dame, die ich sehr liebte. Der Herr des Instituts kennt mich. Es kommt mich die Lust an, ihm einen Besuch abzustatten; ich werde zu gleicher Zeit den Sprößling der Madame Ulysse sehen, und vielleicht einige Nachrichten über seine Mutter erhalten. Ueberdieß wünsche ich schon sehr lange wieder einmal Zeuge der Erholungsstunde in einer Kinderpension zu seyn.

Die Erholungsstunde!... Denkt Ihr daran? Als Ihr in's Collegium oder in's Externat ginget, und war es nicht der süßeste Augenblick Eurer Jugend? Aber Ihr habt es vielleicht vergessen, wenn man weiter im Leben kommt, sieht man so viele Dinge! man vergißt so schnell! man ist so eifrig im Abschütteln des Schul-

staubes, daß man die Erinnerungen an jene Vergnügungen, an jene Freundschaften, jene Kinderspiele und oft auch an sein Griechisch und Latein zu bald verliert.

Ueberdieß sieht man eine Handlung, in der man selbst thätig ist, nicht; von sieben bis fünfzehn Jahren ist man selten Beobachter: die Beobachtungsgabe ist ein Wissen, das man durch den Verlust unserer ersten Illusionen erlangt, und es wäre sehr unglücklich, wenn Schüler leztere nicht mehr hätten. Dieß wird vielleicht noch kommen!... Wir werden seit einiger Zeit so tief, so positiv! Wir sehen junge Männer von achtzehn Jahren, die des Lebens überdrüssig sind und sich selbst umbringen, unter dem Vorwand, daß sie Alles ergründet, Alles erfahren haben, und daß ihnen kein neuer Genuß übrig bleibe! ... Unglückliche! die nicht wissen, was es ist, Vater zu seyn, und die zu sagen wagen, daß sie keine Genüsse mehr kennen lernen können! sie bringen es so weit, daß sie kein Mitleid mehr einflößen!... Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß ich eines Tags einen Buben von fünf Jahren sich weigern höre, mit dem Kreisel zu spielen, indem er spricht: Was beweist dieß? Arme Aufklärung! traurige Erleuchtung, die man auf Kosten seines Glücks erlangt!

Ich bin also nach der Schule gegangen. Wäre ich noch in der Zeit, wo man mir mein Körbchen an den Arm gab, wohl versehen mit Brod, Obst, Backwerk, was mich nicht hinderte, aus einem auf die Straße gehenden Fenster meiner Classe den Milcherinnen eine am Bindfaden hängende Tasse hinabzulassen, mit einem Sou darin, als Preis der Milch, die ich durch Anziehen des Bindfadens heraufzog! Sie sind fern jene Stunden der Eßbegierde und der Sorglosigkeit! . . .

Die Zeit flieht hin mit unsern Freuden,
Doch steht sie still an unsern Leiden!

Die Pension, in welche ich mich begebe, ist eine von denen, welche zwischen der Schule und dem Collegium die Mitte halten; wo aber die Zöglinge häufig mit mehr Sorgfalt und mehr Eifer beaufsichtigt werden, als in den großen Etablissements. Ich schreite durch einen engen, schlecht unterhaltenen Hof, trete in einen kleinen Garten, wenn man überhaupt einen Ort, wo nur zwei Bäume sind, einen Garten nennen kann; doch ist der Boden nicht gepflastert; man kann darin fallen, ohne daß man fürchten muß, sich den Kopf zu zerschmettern, demnach ist es ein Garten. Eine kleine hölzerne Stiege, die mit der

eines Taubenschlags viel Aehnlichkeit hat, führt in die Pension, welche sich im ersten Stocke befindet. Dieß Alles ist nicht geeignet, den Leuten Sand in die Augen zu streuen; man darf aber hieraus keine schlechte Vorbedeutung ableiten; Bescheidenheit ist besser, als Eitelkeit.

Als ich anlangte, arbeiteten die Schüler; der Schulmeister ist auf seinem erhöht stehenden Katheder, von wo aus er die ganze große Classe übersieht: (die zweite Classe ist der Sorgfalt eines Unterlehrers anvertraut): die Stille ward häufig durch unterdrücktes Schreien und Lachen unterbrochen, aber alsbald zurückgedrängt durch ein: Stille, meine Herren! von dem Schulmeister, mit der ganzen Gravität eines Aufwärters der Deputirtenkammer ausgesprochen. Aber die Schüler schlagen dieß keineswegs an; bald läßt sich neues Schreien, Klagruf, Gelächter hören, und der Lehrer wieder mit einem Flegma und einer Geduld, die ich bewundre:

»Meine Herrn, ein wenig Stille, wenn es gefällig ist... Herr Carl, man hört nur Sie!« — »Mein Herr, Paul ist es, er kneipt mich, um mich am Schreiben zu hindern.« — »Mein Herr, er ist es, er schneidet mir Gesichter, um mich zum Lachen zu bringen....«

»— Herr Paul wird wieder auf die kleine Bank gehen, und muß während der Erholungsstunde dort bleiben.« — »Aber Herr, es ist nicht wahr, ich habe keine Gesichter geschnitten.... Ich habe Reiz zum Nießen gehabt und habe nicht können....« »Es ist genug, Stille!«

Da es nicht scheint, als wollte man diesem Aufruf zur Ordnung Folge leisten, so ruft der Lehrer aus: »wenn man nicht stille ist, werde ich der ganzen Classe zehn schlechte Noten machen!«

Diese Drohung bringt eine große Wirkung hervor: diese Herren von sechs und acht Jahren machen sich wieder an ihre Arbeit, ohne Murren: es scheint mir, daß man große Furcht vor den schlechten Noten hat.

Ich trete dem Lehrer, mit dem ich einen Augenblick zu schwatzen wünsche, näher, er wird nicht böse darüber seyn, daß man ihn einen Augenblick seinen scholarchischen Pflichten entreißt. Man muß mit einer großen Geduld begabt seyn, wenn man eine Pension leiten will; ich, der ich die Kinder sehr liebe, würde nicht den Muth haben, nur einen Tag hindurch die Stelle ihres Lehrers einzunehmen; und ich bemerke, daß beinahe alle diese Schlingel sich über ihre Schul-

meister lustig machen, so wie sie ihm den Rücken drehen; ich höre, wie Püppchen von neun Jahren, den Mann, der sie zu unterrichten sucht, »abscheulicher Schulfuchs« schimpfen. Wenn die Jugend auf diese Art vorwärts kommt, so möchte ich lieber, sie bliebe stille stehen.

»Sie haben einen kleinen Jungen von ungefähr sechs Jahren, den Sohn einer Madame Ulysse?« spreche ich zum Lehrer, während er seine Klingel in Bewegung sezt, um Stille zu erlangen.

»Madame Ulysse? ... ah! ja ... ich habe seit sechs Monaten ihren Sohn; aber ich habe noch nichts von ihrem Geld gesehen; ich weiß gar nicht, wer diese Dame da ist...« »Hum!... Ein sehr freies Wesen!... sie spricht über Alles!... sie besizt einige Bildung....« »Muliebris animus. Aber ich traue ihr keine große Richtigkeit des Urtheils zu.... Stille doch meine Herren! Hat sie mir nicht vorgeschlagen, daß sie mir Beispiele für meine Zöglinge machen wolle!' — „Sie hat also eine schöne Handschrift?" — „Nicht das! sie verstand unter Beispielen kleine, sehr moralische, sehr erbauliche Geschichten, welche sie von allen lasterhaften Neigungen abbringen sollen. Ich, ich hatte Lust ihr zu antworten: Madame, ehe sie

moralische Erzählungen machen, sollten Sie wohl die Hosen ihres Sohnes flicken!... Der arme Kleine! er ist der schmutzigste meiner Classe; man sieht sein Hemd... man sieht... alles Mögliche!... Ich habe aber nicht gewagt, der Mutter diese Betrachtung mitzutheilen: non erat hic locus! ich begnügte mich damit, daß ich es dem kleinen Oscar bedeutete...." — „Er nennt sich Oscar?" — „Ja, er ist in der kleinen Classe; ich habe ihm bedeutet, daß er seine Hosen flicken lassen müsse, indem ich ihn sonst nicht mehr in mein Pensionat aufnehmen würde...." „Stille doch, meine Herren!" „Auf der andern Seite bin ich sehr in Verlegenheit, denn ich will das Kind nicht fortschicken, ehe die mir schuldigen sechs Monate bezahlt sind. Ah! die kleinen Schlingel, was sie heute für einen Lärm machen, ich will ihnen zur Erholung klingeln, damit wir freier sind."

Der Lehrer kündigte die Erholung an. Alsbald stehen alle diese kleinen Knaben auf, stoßen und drängen einander und sprechen auf einmal.

Es ist ein Lärm, für den man gemacht seyn muß, damit einem die Ohren nicht bluten. Der Vorsteher des Instituts schlägt mir vor, in den Garten hinabzugehen, damit wir dort mit mehr Bequem-

lichkeit reden können, denn ich weiß nicht aus welchem Grund der Garten an diesem Tage den Kindern verboten war; aber ich fange an, mich an den Lärm zu gewöhnen und seit langer Zeit bin ich nicht mehr an das Bild einer aufrichtigen und reinen Freude gewöhnt; ich bezeuge dem Lehrer den Wunsch, daß ich Zuschauer der Erholung bleiben wolle: er willigt gerne ein, und bittet mich nur um die Erlaubniß, selbst weggehen zu dürfen, denn was für mich ein Vergnügen ist, ist für ihn nur eine Last.

Ich befinde mich also mitten unter etlichen und sechzig Zöglingen, wovon der Jüngste drei Jahre und der Aelteste höchstens dreizehn Jahre haben kann, denn während der Erholung ist das, was man die größte Classe nennt, mit der kleinen vereinigt. Ich betrachte diese kleinen blonden, braunen, rosigen, blassen, hübschen, häßlichen Köpfe, die aber beinahe alle in diesem Augenblick, wo das Vergnügen ihre Physiognomie belebt, ausdrucksvoll sind.

Gruppen bilden sich, Parthieen fangen an; zuerst hat jeder Zögling seinen Korb durchsucht, denn die Stunde der Erholung ist auch die des Frühstücks. Ich sehe einen großen Tölpel aus seinem Körbchen einen Gansschlegel und zwei Birnen hervorziehen, während ein

armer, kleiner Knabe nur trockenes Brod in dem seinigen gefunden hat. Hier giebt es Butterschnitten, Backwerk, dort Aepfel, Schinken; für Alle aber derselbe Appetit. Indeß bemerke ich, daß einige um den herumschleichen, dessen Frühstück am schmackhaftesten ist; nun schlägt man einander Tausche vor.

„Franz gieb mir von dem, was du hast, ich gebe dir von dem, was ich habe...“ — „Was hast du denn, du?“ — „Gebratene Aepfel, ganz hübsch mit Zucker bestreut,“ „geh!“ — „Ah! gut, so werde ich ihm für seine Aepfel von meinem Confect geben...“ „Bin nicht so dumm!...“ — „Wie oft hatte ich gute Bissen in meiner Tasse, und habe dir doch davon gegeben, ich!“ — „Ei! es war kein großer Schatz, dein Gericht....“ — „Wohlan, willst du tauschen?“ — „Nein.“ — „Einmal, zweimal?...“ — „Ich sage dir nein!“ — „Dieß ist gut, komm nicht mehr und entlehne meinen Fangbecher, ich werde dir jezt nichts mehr leihen!“

Während dieses Zwiesprachs haben mehrere Zöglinge jeder einen Sou an einen der größeren abgegeben, der weggeht, und bald mit einem Papier voll gebratener Kartoffeln wieder kommt: „dieß ist ein Gericht, das in den Pensionen in großer Gunst steht:

derjenige der sich mit dem Auftrag befaßt hat, macht auch die Vertheilung, aber bald erheben sich Klagen.

„Fullart hat mehr, als ich ... ich habe meinen Theil nicht...“ — „Doch, du hast deinen Theil....“ — „Nein... er hat mehr, er... wir wollen überdieß zählen, ich will zählen, ich... siehst du, ich habe nur neunzehn, er hat deren drei und zwanzig?“ — „Aber die deinigen sind viel größer.“ — „Dieß ist nicht wahr!“ — „Laß uns in Ruh! macht er einen Lärm wegen vier elender Erdbirnen! ... ei, er will weinen.“ — „D'rum ist es nicht gerecht, man macht immer Verräthereien an mir.... Wie neulich mit dem Syrup... die Andern schlecken immer das Papier ab, und ich nie... hi! hi! hi!“

Während der übervortheilte Schüler in einer Ecke weint, geht von einem andern Theil der Classe Geschrei aus: es ist ein Zögling, der nichts in seinem Körbchen gefunden hat, er fährt die Uebrigen an, indem er schreit:

„Ich hatte Rahmkäse auf mein Brod gestrichen.... Man hat mir meine Schnitten genommen, man hat mir mein Frühstück gestohlen; ich werde es dem Herrn sagen.“ — „Er sagt immer, man nehme ihm etwas, dieser da!“

Einige Minuten lang hört man nur Forderungen und Drohungen; nachdem aber der erste Hunger gestillt ist, denkt man nur noch an's Spielen. Es ist nicht möglich, das Fangspiel oder Katzenspiel zu spielen, man entschädigt sich mit dem polnischen Bock, dem Geißhandspiel, Versteckens. Ich sehe viele Zöglinge um einen kleinen Knaben von etwa zwölf Jahren mit listigem und geistreichem Gesicht, der einen Vortrag zu machen und seine Kameraden zu beherrschen scheint, versammelt. In allen Gesellschaften giebt es einen Menschen, der über den Andern steht, der sobald er mag, sich durch seinen Verstand und seine Beredsamkeit an den Platz zu stellen wissen wird, den ihm die Natur bestimmt hat, und der den Willen der Uebrigen auf eine Art leitet, daß man immer den seinigen thut. Es ist das Gleiche bei den Kindern. Der, den man umgab, war das große Genie der Classe; man hörte ihm ehrfurchtsvoll zu, man lachte über seine geringsten Späße, man drängte ihn, Geschichten zu erzählen. Dieser Herr ließ sich zuweilen bitten, wenn er es aber der Mühe werth hielt, sich den Wünschen seiner Kameraden zu fügen, so durfte man sich nicht das Ansehen geben, als zweifle man an dem, was er sagte.

Im Augenblick wo ich näher trete, machten alle kleine Knaben verwunderte Augen, und sperrten den Mund auf, denn der junge Erzähler, der am vorigen Abend im Theater gewesen war, erzählt ihnen die Wunder vom Gastmahl Belsazers.

»Stellt Euch vor ... nein; so ist es nicht, stellt Euch einen König vor, der ganz schwarze Haare, einen großen Bart, kurz eine böse Miene hat... Ihr wißt, wie der Präzeptor, wenn er Euch Taxen gibt: dieß ist der König Belsazer; er liebt die Juden nicht, ich habe nicht recht verstanden warum ... aber mit einem Wort er kann diese armen Juden nicht leiden. Da ist nun also zuerst ein schöner Palast, den man im ersten Akt sieht, und der König schläft.«

»— Soll es wahr seyn, Paul?« — »Was wahr?« — »Ob der König wirklich schläft?« — »Ja doch, weil ich dir sage, daß ich es gestern im Ambigu-Comique gesehen habe...wie dumm, daß er mich unterbricht, um mir dieß zu sagen! ... Knirps, wenn du noch etwas sagst, so werden wir dich durchprügeln.«

Der kleine gute Kerl, den man Knirps nennt, weil er zwölf Jahre alt ist und nur sieben alt scheint, streckt die Zunge gegen seine Kameraden heraus und

wälzt sich auf dem Boden, wobei er sagt: »Ei, dieß langweilt mich, kein König der einen Bart hat!... ich mache lieber einen Purzelbaum.«

Der junge Paul fährt in seiner Erzählung fort:

»Ich sagte euch also: der König schläft; Wolken kommen ihm auf die Nase herunter ... ein ganzes Zimmer voll, das will sagen, daß dieß ein Traum ist; der König hat einen bösen Traum, denn er wälzt sich auf seinem Bett, als wenn er die Kolik hätte. Dieß ist der erste Akt.«

»— Und das Gastmahl?« — »Warte doch! man sieht hierauf eine Landschaft ... o! die schöne Landschaft! ... Die Juden kommen, sie sehen aus, als wenn sie im Hemd wären.... Es ist allem Anschein nach ein heißes Land. Der König Belsazer langt an... ebenfalls im Hemd und mit einem dicken Stock... man schlägt sich...«

»— Wer sich auch so etwas weiß machen ließe? ...« — »Willst du mich reden lassen? ... wenn Ihr mich immer unterbrecht, werde ich nichts mehr erzählen. Man schlägt sich, die Juden werden durchgewalkt, sie singen, und man geht fort.

»— Und das Gastmahl?«

»— Warte doch!... man sieht den König in einem noch schöneren Palast. Belsazer fährt auf einem Wagen von massivem Gold daher...

»— Wirkliches Gold?...« — »Ja, wirkliches Gold, ich weiß es ganz gewiß, weil man neben mir sagte, daß dieser Wagen mehr als hundert Thaler gekostet hätte! Hierauf verwandelt sich's und man sieht den Badsaal mit einem großen Wasserbehälter und einem Springbrunnen in der Mitte... und es ist nicht blos scheinbares Wasser; der kleine Gérard, der den Sohn des Souffleur's kennt, ist auf die Bühne gestiegen und hat davon getrunken!...

»— Ist es gut?...«

»— Köstlich!... er sagt es sey wie Coco.« *)

»— Ei! ich hätte mich wohl im Coco baden mögen!«

»— Willst du dein Maul halten Julius! Jetzt ist ein kleiner Knabe da, der dem König Angst macht und sich versteckt...« — »Der König?« — »Nein, der kleine Knabe. Endlich sieht man das Gastmahl... eine große hufeisenförmige Tafel, wie bei der Hochzeit

---

*) Ein kühlendes Getränke, das in den Straßen von Paris verkauft wird, und besonders bei den Kindern sehr beliebt ist. Es ist eine Art Limonade und äußerst wohlfeil.

Anm. d. Uebers.

meiner Base im Cadran=Bleu. Sie haben alle goldene Krüge vor sich, man singt, man trinkt, ein Gewitter bricht los; der Bliz schreibt im Herabfallen etwas auf eine Thüre. Der König, der wahrscheinlich nicht lesen kann, läßt einen jungen Menschen kommen, der wenigstens in der dritten Classe ist und geläufig übersezt. Dann fällt ein Schlagschwärmer auf den König herab, er stirbt, man sieht den ganzen Palast in violettem Feuer ... dieß ist prächtig ... und nun ist es aus!«

Ein Murmeln des Beifalls wurde der Erzählung zu Theil, der junge Paul läßt Blicke auf seine Kameraden laufen, die zu sagen scheinen: »Ihr seyd sehr glücklich, daß ich Euch dieß erzählt habe!« Hierauf lacht er mit spöttischer Miene, streckt gegen den Einen die Zunge heraus, schneidet einem Andern Gesichter, versezt einem Dritten einen Faustſtoß, dieser gibt ihn zurück, die beiden Schüler ringen, wer auf den Boden kommen wird, jedoch ohne Feindseligkeit und immer mit Lachen; endlich gleitet der Eine aus, fällt, macht sich eine große Beule an der Stirn und springt schnell wieder auf, wobei er schreit: »Er hat mir nichts gethan!«

Ich lasse diese Herren sich in der ersten Classe wälzen; mir fällt ein, daß ich hauptsächlich gekommen bin, weil ich den Sohn der Madame Ulysse sehen wollte. Ich hatte ihn vergessen! ... das Gemälde das ich vor Augen hatte, versezte mich in die Zeit zurück, wo ich selbst Schüler war! die Gegenwart war ferne, die Vergangenheit allein beschäftigte mich.

Ich trete in die zweite Classe, die von der ersten nur durch eine Fensterwand getrennt ist. Ich erblicke in einer Ecke einen ganz kleinen Knaben, der nicht mit den Uebrigen spielt, und eine nur sehr leicht mit Butter bestrichene Schnitte in der Hand hält, die er aber nicht berührt hat; ich trete auf das Kind zu, dessen Gesicht schon etwas Melancholisches an sich hat. Es thut mir wehe, daß ich Traurigkeit auf so jungen Gesichtszügen sehe, die nur Vergnügen athmen sollten; denn ich liebe die Kinder sehr: ich gestehe, daß ich sie den Männern vorziehe: es gibt Leute, welche die Hunde lieber haben.

Wie ich diesen kleinen Knaben betrachte, denke ich, daß es wohl der seyn könnte, den ich zu suchen wünschte. Der Lehrer hat das Bild nicht überladen, indem er mir sagte, es sey der schmuzigste Zögling seiner Classe. Das arme Kind hat an mehreren

Stellen zerrissene Hosen, eine an den Ellbogen durchlöcherte Jacke, an welcher sich keine Knöpfe zum Zumachen mehr befinden, und dieß Alles voller Flecken, in Fetzen ... Ah, Madame Ulysse! ... wenn ich die Kleider ansehe, die Ihren Sohn nur spärlich bedecken, finde ich Sie nicht mehr so hübsch! ... und Sie wollen Erzählungen für die Erziehung der Kinder schreiben! ... Ich fange an, zu glauben, daß Ihr Mann sich wohl hat erhängen können ... wenn Sie je einen Mann gehabt haben.

»Warum spielen Sie nicht, mein Freund?« frage ich, indem ich vor dem Jungen stehen bleibe.

Er schlägt die Augen zu mir auf, macht eine kleine Pantomime halb traurig, halb beschämt, und auf seine Kameraden zeigend stottert er hervor: „sie wollen nicht mit mir spielen ... sie sagen ich sey zu schmuzig ... sie heißen mich Zerlumpter ...“

Armes Kind! schon die Verachtung derer erleiden, die dich umgeben, schon Erniedrigungen empfinden! ... und die andern kleinen Menschen von fünf und sechs Jahren, die schon Stolz, Hochmuth haben; die mit einer Jacke, mit ein Paar Hosen schon Wichtigkeit verbinden! ... Ich wiederhole es, wir werden mit

unsern Fehlern geboren; ich fange an, an das System der Schädellehre zu glauben.

„Sie nennen sich Oskar, nicht wahr, mein kleiner Freund?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Und Ihre Mama nennt sich Madame Ulysse?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Und ... liebt Ihre Mama Sie sehr?“ — „O! ... ja ... wenn ich recht folgsam bin?“ — „Sind Sie nicht immer folgsam?“ — „Ei, zu Hause will Mama, ich solle mich nie bewegen, weil das Lärm mache ... Wenn ich mich zufällig bewege, schlägt sie mich, und sagt dann zu mir: O! wie garstig bist du! du wirst wie dein Papa werden! ... Ich werde dich nicht leiden können! ...“

Es scheint mir, daß die Erinnerung an den Erhenkten seiner Wittwe nicht angenehm ist! Ha! ein sehr glückliches Kind! ... zu Hause darf es sich nicht rühren, nicht spielen, wenn es nicht geschlagen seyn will; und hier stoßen ihn seine Kameraden zurück und wollen ihn zu ihren Spielen nicht zulassen!

Wie soll man es machen, um diese Kleinen zu zwingen, daß sie den kleinen Oskar als ihresgleichen betrachten?

Ich kratze mir hinter'm Ohr ... ich fühlte mich so verlegen, wie wenn ich eine hübsche Entwicklung zu

einem Lustspiel finden sollte, und doch war ich fest entschlossen, nicht wegzugehen, ehe ich das arme Kind in eine andere Stellung seinen Kameraden gegenüber gebracht hätte.

Da bemerke ich, wie ich mich ansehe, daß ich als Hemdknöpfchen zwei kleine runde, emaillirte, goldene Knöpfe von geringem Werthe, jedoch ziemlich hübsch, an mir habe; ich mache sie los und bringe sie an die Weste des kleinen Oskar, die ich damit zuknöpfe, wobei ich absichtlich ganz laut spreche:

„Nehmen Sie mein Freund; Ihre Mutter hat noch nicht Zeit gehabt, Ihnen eine andere Jacke und ein Paar Hosen machen zu lassen; hier überschickt sie Ihnen aber goldene Knöpfchen zum Zumachen Ihrer Weste."

Der kleine Knabe läßt Alles mit sich anfangen, ohne daß er etwas sagt. Schon waren die Zöglinge um uns her stillgestanden! sie sahen mit erstaunter Miene auf, und ich hörte sie untereinander murmeln: „O! die schönen Knöpfe!... dieß ist noch feiner, als Gold!..."

Ich küsse das Kind und entferne mich; ehe ich aber hinabgehe, drehe ich mich um, und sehe in die kleine Classe zurück. ... Es ist mir gelungen; die Knöpfe haben ihre Wirkung gethan: der kleine Oskar

spielt mit seinen Kameraden; er hat seinen Theil an der Erholung.

Viertes Kapitel.

Eine moralische Erzählung.

Es sind wenigstens vierzehn Tage, seit ich Clementinen nicht gesehen habe, und dieß macht mich ärgerlich. In diesem Zwischenraum hat sie mir ein einzigesmal geschrieben ... Man beobachtet sie unaufhörlich, wie sie mir sagt; ist es wahr? ... Ich zweifle immer ... ich zweifle vielleicht zu sehr!

Seit meinem Besuch in der Pension bin ich zweimal zu Adolph gegangen. Er ist immer nicht zu Hause. Die Pförtnerin nimmt sich jedesmal die Mühe, lächelnd hinzuzufügen: „Er ist spazieren mit der Dame von seinem Boden.“

Es scheint, daß man das Kind nicht mitnimmt, denn ich erblicke den kleinen Oskar in dem Hofe spielend und immer in dem nämlichen nachläßigen Anzug; allein er hat die Knöpfe, die ich ihm gegeben hatte, nicht

mehr, man hat sie ihm genommen; es ist wahr, daß sie gegen sein Costüm übel abstachen.

Meiner Treu, Herr Adolph mag Madame Ulysse spazieren führen, er mag mit ihr den Jahrgehalt, den er von seinen Eltern bezieht, verzehren, er ist frei.... Zudem bin ich nicht sein Vormund. Allein ich weiß, daß man ihm nur einhundert und fünfzig Franken monatlich aussezt, und ich glaube, daß man damit seine Schöne nicht alle Tage in's Schauspiel oder zu einem Restaurateur führen kann; er macht Schulden: dieß ist wahrscheinlich! Geduld, wenn er in Verlegenheit ist, wird er mich aufsuchen.

Dieß steht nicht lange an. Eines Morgens sehe ich Adolph mit gezwungener, linkischer Miene bei mir eintreten und auf mich zugehen, als wenn er fürchtete, ich möchte böse seyn. Ich empfange ihn so freundschaftlich, als gewöhnlich, nur sage ich lächelnd zu ihm:

„Und die Liebessachen stehen immer gut? ...“ — „Sehr gut ... Sie sehen jedoch aus, als wenn Sie lachen wollten; ich weiß nicht, warum Sie nicht mögen, daß man mich liebt.“ — „Mein lieber Freund, ich wünsche es im Gegentheil sehr; Sie besizen sicherlich Alles, was nöthig ist, um zu gefallen! ... allein ich wünschte, daß Madame Ulysse, während sie Sie

anbetet, ihrem Sohn eine Jacke und ein Paar Hosen machen ließe. Die Liebe, welche Sie ihr einflößen, sollte ihr nicht bis zu dem Grade den Kopf verrücken, daß sie ihr armes Kind so schlecht gekleidet ließe." — „Sie haben also ihren Sohn gesehen?" — „Ich habe dieses Vergnügen gehabt; ... er ist nicht übel, der kleine, gute Kerl, für den Sohn eines Erhenkten!... ah! ah! ..."

Adolph steht ärgerlich auf, ich halte ihn zurück: „Nun, werden Sie nicht böse... Sie wissen wohl, daß ich gern scherze; allein, im Grunde bin ich Ihr Freund... vielleicht viel mehr, als Sie glauben." — „O! ich glaube Ihnen." — „Gut!... was haben Sie diesen Morgen von mir zu begehren?... Ich wette, Sie sind wegen Etwas hergekommen... Sie drehen und wenden sich... wohlan, mein Freund, kommen Sie zur Sache! Sie brauchen Geld?" — „Es ist wahr... ich habe meine Pension etwas schnell ausgegeben... ich habe Julien einige Annehmlichkeiten bereiten wollen ... sie schlägt mir übrigens nie vor, Geld auszugeben!..." — „O! die Weiber schlagen uns dieß nie vor, aber sie haben es sehr gerne, daß man ihnen Vergnügen verschafft. Kurz!..." — „Kurz... ich habe an meinen Oheim geschrieben...

er ist weniger streng, als mein Vater; ich habe ihm gesagt, daß ich zu aussergewöhnlichen Ausgaben genöthigt gewesen sey ... er wird mir Geld schicken; wenn Sie mir aber in Erwartung seiner Antwort drei oder vier hundert Franken leihen könnten ... würde es mich unendlich verbinden." — „Ich will sie Ihnen leihen, ich schäze mich glücklich, daß ich es kann, ich wette aber, daß Sie, ehe Sie zu mir kamen, bei Andern entlehnt haben .... he? .... antworten Sie doch! ..." — „Ah! ... der Correspondent meines Vaters hat mir hundert Thaler vorgestreckt ... dann ... ein Freund jenes Herrn, ... mit dem ich Billard spielte ..." — „Des Herrn Theodor?" — „Ja ... einer Namens Salomon hat mir fünf hundert Franken verschafft ... d. h. ich habe deren nur drei hundert erhalten ... und für hundert und zwanzig Franken Kirschengeist ... und dann die Interessen ..." — „Ah! mein lieber Adolph, wohin sind Sie gerathen? ... entlehnen Sie nie von Juden, die Sie prellen werden! ... Ich wiederhole Ihnen, daß dieser Herr Theodor ein sehr schlechter Pursche ist; er hat nicht einmal bei der Roulette bleiben können; er hat sich wegjagen lassen, wie man mir neulich gesagt hat." — „So ist es nicht, er hat dort weg

wollen, weil es ihm zuwider war, im Spielhause angestellt zu seyn; überdieß wird er sehr gute Unternehmungen machen.“ — „Und was Teufels haben Sie mit Kirschenwasser für hundert und zwanzig Franken machen können?“ — „Wahrlich ... wir haben ein klein wenig mit Julien davon getrunken... sie bedient sich desselben zur Zubereitung vieler Dinge; sie hat mir Pfannkuchen mit Kirschwasser gegeben! dieß ist köstlich! ... Und dann gießt sie fünf oder sechs Tropfen auf das Brod ihres Sohnes ehe sie ihn in die Schule schickt; sie sagt es sey erstaunlich wie ihn dieß stärke.“

»Ach, mein Gott!... es gehen doch drollige Dinge in Paris vor!... eine Mutter, die ihren Sohn nicht kleidet und die ihn mit Kirschenwasser versieht, weil ihr Liebhaber ihr nur dieses geben kann!... Dieß ist aber nicht der Augenblick, Ihnen Moral zu predigen. Nehmen Sie, mein lieber Adolph, hier sind vierhundert Franken; Sie werden sie mir zurückgeben, wenn Ihre Familie Ihnen Geld schickt; dieß darf Sie keineswegs beunruhigen. Wenn ich wagte, Ihnen einen Rath zu geben, würde ich Ihnen sagen: Hören Sie einige Tage hindurch auf, der Madame Ulysse Vergnügen zu verschaffen, und Sie werden sehen, ob sie Ihnen fort-

während die gleiche Anhänglichkeit bezeugt.« — »Ich versichere Sie, daß ich dieses Geld für mich behalte, für meine laufenden Ausgaben, bis die Antwort meines Oheims kommt. Julie verlangt nie etwas von mir, zudem soll sie ebenfalls Geld erhalten... Sie mögen wissen, daß sie schreibt; sie hatte mir verboten, es Ihnen zu sagen; ... aber unter uns! Ja, sie ist Schriftstellerin... o! sie ist voll Geist; sie macht moralische Erzählungen für die Erziehung der Jugend.« —

»Ei, sie macht moralische Erzählungen?« — »Ja, und man soll sie ihr sehr theuer abkaufen.... Sie hat mir lezthin eine vorgelesen: o! dieß ist sehr hübsch und sehr rührend!... in der Manier August La Fontaine's: zwei Brüder, der eine Prediger, der Andere Militär, ein junges sehr ehrbares Mädchen, die ein Kind bekommt und ein Taugenichts von Junge, von dem es sich zeigt, daß er ein sehr guter Kerl ist. Ich werde sie Ihnen aber geben, so wie sie gedruckt sind. Eine Schriftstellerin!... ich bin ganz vernarrt in die schriftstellerischen Frauen!... Ich verlasse Sie jezt, werde Sie aber dieser Tage besuchen... Wollen Sie, daß ich Ihnen einige Flaschen Kirschengeist schicke?« — »Ich danke, mein Freund, ich liebe ihn nicht. Adolph ich verlange nur Eines von Ihnen: gehen Sie nicht

mehr zu Herrn Theodor, entlehnen Sie nichts mehr von seinem Freunde Salomon und bezahlen Sie ihn, so wie ihr Oheim Geld schickt!« — »Dieß habe ich mir bereits vorgenommen. Auf Wiedersehen, mein lieber Arthur!«

Er ist weggegangen, glücklich, wie man es mit zwei und zwanzig Jahren ist, wenn man alle Täuschungen des Herzens und Geld in der Tasche hat; ich werfe mir zuweilen tadelnd vor, daß ich ihn hellsehender zu machen suche, allein er ist kein Millionär, und es kommt eine Zeit, wo man zum Positiven zurückkehrt.

Adolph ist noch keine Virtelstunde weggegangen, als man bei mir klingelt. Ich mache eiligst auf (denn ich habe nur meine Pförtnerin zur Bedienung: da ich keine Haushaltung führe, so ist mir diese hinreichend). Ich hoffte es sey Clementine; wenn ich sie lange nicht sehe, erwarte ich sie immer, und so oft man die Klingel zieht, empfinde ich eine Bewegung der Freude.

Ich bin abermals in meiner Erwartung getäuscht. Es ist ein Herr, den ich nicht kenne, ziemlich gut gekleidet, schon bei Jahren, mit ernster Miene, gallig-

ter Gesichts=Farbe, langsamer Sprache; er hat eine ungeheure Papierrolle unter seinem Arm.

Ich glaube, zu errathen, was mir zustößt: einer jener Besuche, mit welchen etwas bekannte Schriftsteller von jenen Leuten überhäuft werden, die uns das Anerbieten machen, daß sie mit uns arbeiten wollen; die den Kopf voller dramatischen Gegenstände haben und denen nur die Zeit gefehlt hat, um Meisterwerke hervorzubringen. Einige haben sogar nicht einmal die Zeit gehabt, daß sie französisch sprechen lernten; man gewahrt es, wenn man sie sprechen hört.

Ich habe richtig errathen; der Herr, der geklingelt hat, drängte, sobald er auf seine Frage erfährt, daß er das Glück habe, mit Herrn Arthur zu sprechen, gegen mein Kabinet, wobei er nur durch Bücklinge auf die Fragen antwortet, die ich an ihn richte; ich sehe, daß man mich einige Zeit festhalten will, und ich bin nie schlechter aufgelegt gewesen, um Jemand, den ich nicht kenne, anzuhören.

Wir sind in meinem Cabinet angelangt, ich, indem ich rückwärts marschirte, dieser Herr, indem er mit abgemessenen Schritten vorwärts gieng und mich bei jedem Schritt mit einer Verbeugung des Kopfes beschenkte:

»Darf ich wissen mein Herr, was Sie von mir wollen?...« — »Ich bin ein Schriftsteller, mein Herr...« — „Haben Sie die Güte sich zu sezen...“ — „Gerne. Mein Herr, ich habe schon sehr lange gewünscht Ihre Bekanntschaft zu machen; aber es war nicht hinreichend, daß ich es wollte, es war auch nöthig, daß ich es konnte, und wie Sie wissen, ist man in der Welt nicht immer Herr seiner Zeit...“ — „Dieß ist sehr wahr, mein Herr, ich habe selbst ein Rendezvous für diesen Morgen.... und ich werde genöthigt seyn...“ — „Dieß ist mir gerade recht, denn ich habe auch sehr Eile. Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß ich mehr, als sechzig Theaterstücke gemacht habe...“ — „Sind sie gespielt worden?...“ — „Nein, mein Herr, noch nicht... Nicht, daß ich nicht wünschte, sie möchten es werden.... aber, hierin... Sie wissen... hat ein Anfänger Hülfe nöthig ... Rathschläge, obgleich meine Werke sehr gut sind... kurz mein Herr, da das Genre Ihrer Arbeiten mir sehr zusagt, habe ich gedacht: ich muß Herrn Arthur besuchen, und ihm den Vorschlag machen, mein Mitarbeiter zu werden...“ — „Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen, mein Herr, es ist mir aber unmöglich, demselben zu entsprechen. Ich

habe in diesem Augenblick zu viele Beschäftigung, als daß ich neue annehmen könnte ...“—„Ah! Sie wollen nicht ... indeß ist mir dieß noch viel mehr Recht; ich glaube, in der That, daß man allein arbeiten muß: man drückt dem, was man macht, seinen eigenen Stempel auf. Dessen ungeachtet sollte ich Ihnen ein kleines Drama in zehn Aufzügen vorlesen, über welches ich Sie um Ihre Ansichten bitten möchte...“ — „Ich kann Sie heute nicht anhören, mein Herr; man wartet auf mich, und ich sollte schon fort seyn ...“ — „Nun gut! es wäre mir selbst noch lieber, Ihnen mein Manuscript zu lassen, damit Sie es nach Ihrer Bequemlichkeit lesen und wenn es Ihnen gefällig wäre, Ihre Bemerkungen auf den Rand schreiben ...“ — „Nein, mein Herr, wollen Sie gefälligst Ihr Manuscript wieder mitnehmen, ich habe es mir zum Gesez gemacht, keines mehr anzunehmen; man kann einen Gedanken haben, der sich in dem Manuscript findet, das man uns zurückgelassen hat, und alsdann denkt die Person, der es angehört, daß wir Nuzen aus ihrem Werke gezogen haben: dieß vermeidet man, wenn wenn man kein Manuscript annimmt ...“ — „Was Sie sagen, ist vollkommen richtig; dieß ist mir eben so recht; ich will auf der Stelle um Vorlesung

auf einem großen Theater bitten; ich habe aber auch ein sehr interessantes Vaudeville ... es fehlt nichts, als einige Stanzen und die Entwicklung. Wenn Sie einen Roman daraus machen wollten, ehe ich es endigte ... würde ich es Ihnen zum Geschenk machen, vorausgesezt, daß Sie mir nur ein duzend Exemplare davon geben ...“ — „Mein Herr, Ihr Vorschlag ist mir durchaus nicht recht. Ich bin nicht gewohnt mich des Geistes Anderer zu bedienen: die Gesellschaft liefert mir genug Lächerlichkeiten, genug Originale: aus ihr will ich immer meine Gegenstände wählen. Ich weiß nicht, ob die Methode gut ist, aber ich kann Sie versichern, daß ich nichts daran ändern werde.

„Ja ... in der That ... ich begreife ... jeder nach seiner Weise ... ich habe die meinige auch, o! ich habe auch ein sehr merkwürdiges Melodrama, das beinahe beendigt ist ... der Gegenstand ist prächtig! ... das Chaos ist es! ... das Chaos! ... Sie können urtheilen, was man Alles hieraus machen kann .... man darf nur nehmen ...“ — „Verzeihung, mein Herr, allein man wartet auf mich, und ich kann nicht ...“ — „Ah! Sie haben Geschäfte ... dieß ist mir Recht ... Ich habe auch Geschäfte, ich werde ein andermal wieder kommen und Ihnen mein Chaos

bringen." — „Ja, mein Herr, ein andermal!" — „In welches Viertel gehen Sie? . . . vielleicht daß wir unterwegs schwazen können."

Dieß ist mir zu stark, ich kann mich nicht mehr halten, ich habe nie einen so aufdringlichen Menschen getroffen; ich antworte ihm sehr trocken, daß ich nicht in seiner Richtung gehe, und ihn meiner Seits gegen die Thüre drängend, stelle ich mich, als folge ich ihm, und werfe sie ihm hinter dem Rücken zu, während er murmelt, daß es ihm lieber sey, allein zu gehen.

Dieser Mann nun wird mir böse seyn, mich unhöflich finden, weil ich mich nicht bereitwillig gezeigt habe, ihn einen halben Tag lang anzuhören; und diese Leute da wollen nicht verstehen, daß wenn man sie Alle anhörte, wir selbst nie etwas machen würden.

Meine Pförtnerin händigt mir einen Brief ein . . . ich habe abermals geglaubt, er sey von ihr . . . nein . . . es ist nicht ihre Handschrift . . . ich kennne die dieses Billets nicht. Sehen wir!

„Eine Dame, die Ihnen nicht gänzlich unbekannt ist, bittet Herrn Arthur morgen früh um einen Augenblick Audienz; man hofft Sie werden allein seyn. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen."

Sonderbarer Styl! . . . allein sie ist ein Weib! . . .

es gibt welche, die schlecht schreiben und sich sehr gut ausdrücken, andere, die ganz das Gegentheil thun. Man hofft, ich werde allein seyn ... dieß scheint ein pikantes Abentheuer anzukündigen ... man hat mir also etwas anzuvertrauen ... Man wird mir vielleicht auch irgend ein Manuscript vorlesen wollen ... allein ein Frauenzimmer werde ich immer anhören. Dieß ist Partheilichkeit, wird man mir sagen: es ist sehr natürlich, daß man solche für die Damen hat.

Ah! dessen ungeachtet hätte ich es vorgezogen, daß dieß Billet von Clementinen wäre und mir ein Stelldichein anzeigte; sie schreibt mir aber kaum, sie kommt nicht mehr ... sie liebt mich nicht mehr, ich sehe es! ... ich bin sehr gut, daß ich noch an sie denke. Wir wollen diese Dame von Morgen, die mich allein zu finden wünscht, sehen! Sie ist vielleicht hübsch, und meiner Treu, alsdann! ... Aber, man wird sehen, daß sie alt und häßlich seyn wird; seit einiger Zeit habe ich Unglück.

Der andere Tag ist erschienen, zehn Uhr hat geschlagen und Niemand hat sich gezeigt, als meine ehrenwerthe Pförtnerin, welche ich frage, wie die Person aussehe, welche den Brief vom gestrigen Abend gebracht habe; allein es war ein Commissionär damit

beauftragt: dieß kann mich nicht auf die Spur bringen. Um eilf Uhr bin ich versucht, nicht mehr zu warten, als man ganz leise klingelt. Sicherlich ist es meine Dame vom Billet.

Ich öffne ... es ist eine junge, ziemlich elegant gekleidete Frau von angenehmem Gesicht; sie lächelt mir zu, während sie sagt:

»Herr Arthur erkennt mich vielleicht nicht mehr?« — »Ah! ich besinne mich eben... Verzeihung, Madame... Sie sind es, die ich... die ich mit Adolph Designy im Theater gesehen habe... Julie ... ich will sagen Madame Ulysse ...« — »Ja, mein Herr, ich bin es selbst... Es ist sehr kühn von mir, daß ich mich bei Ihnen zeige ... und besonders, daß ich gebeten habe... Sie möchten allein seyn...« — »Warum denn?... aber treten Sie doch ein, ich bitte Sie ...«

Ich lasse sie eintreten, sitzen ... sie affektirt viele Schüchternheit, dieß stimmt aber nicht mit ihrer Physiognomie überein, und ich bemerke, daß ihre Augen sogleich mein ganzes Schlafzimmer durchlaufen haben.

»Mein Herr ... ich muß damit beginnen, Ihnen zu sagen, daß ich ohne Vorwissen Adolphs hier bin: deßhalb wollte ich Sie allein finden. Adolph hätte meinen Schritt für unschicklich halten können ... ich

mag es daher lieber, daß er gar nichts davon weiß... überdieß wissen Sie, daß die Frauen nicht gerne Alles sagen, was sie thun... selbst dann, wenn sie nichts Unrechtes thun...« — »Bei mir, Madame, haben die Frauen immer Recht...« — »Sodann ist Adolph ein wenig... ich will nicht sagen dumm, aber ein wenig unerfahren in gewissen Dingen... das heißt... mein Gott!... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll... ich bin ganz verlegen, wenn ich vor Ihnen spreche.« — »Ah! Madame, mache ich Ihnen denn Furcht?« — »Dieß ist es nicht...«

Sie schlägt die Augen nieder und lächelt, ich rücke ihr näher und ergreife ihre Hand, die ich ziemlich zärtlich drücke, jedoch nur um sie zu beruhigen.

»Sie werden Adolph nicht sagen, daß ich gekommen bin, nicht wahr, mein Herr?« — »Ich werde nichts davon sagen, weil Sie es wünschen...« — »Jezt will ich Ihnen mittheilen, warum ich Sie zu sehen wünschte... Aber... Sie werden über mich spotten, ich wette!...« — »Ich spotte nie über Damen.« — »O! Sie wagen nicht!« — »Sie sind es, die über mich spotten.« — »Sie glauben dieß nicht!« — »Ich mache mich immer darauf gefaßt.« — »Endlich, mein Herr... denn ich muß wohl meine Tollheit

gestehen . . . ich habe gewagt . . . Erzählungen zu schreiben. . . Dieß sezt Sie in Erstaunen, nicht wahr, mein Herr?« Ich gestehe, daß wenn ich an den Styl ihres Billets denke, ich mich frage, für wen sie Erzählungen schreiben kann; allein ich glaube gerne, daß sie sich mittelst der Einbildungskraft aus der Sache zieht, und ich antworte ihr: »Die Frauen machen sehr gute Erzählungen, wenn sie sich die Mühe geben wollen! in Wahrheit, sie lassen nicht alle drucken; wenn sie aber interessant sind, sehe ich nicht, was sie daran hindern kann.« — »O! mein Herr . . . Sie ermuthigen mich . . . ich hatte so sehr Furcht, Sie möchten mich lächerlich finden . . . doch gibt es jezt so viele Frauen, die schreiben! . . .« — »Ja, es wird am Ende zur Erziehung gehören, wie das Piano. Und von welcher Gattung sind Ihre Erzählungen?« — »O! von der moralischen . . . sogar sehr moralisch . . . Dieß macht Sie lächeln?« — »Es kommt mir immer drollig vor, wenn ich höre, daß man über etwas schreibt, was man nicht einflößt . . .« — »Wie! . . . mein Herr . . . halten Sie mich keiner guten Gedanken fähig?« — »Im Gegentheil . . .« — »Mein Herr . . . dieß ist nicht Alles . . . und jezt werde ich Ihre Gefälligkeit mißbrauchen.«

Madame Ulysse zieht aus ihrer Tasche eine zierlich mit rosenfarbnem Bande umwundene Papierrolle; ich denke, sie werde mir ihre Erzählungen vorlesen, und ich ergebe mich; ich habe mit Vergnügen gesehen, daß die Rolle sehr dünn ist, allein sie begnügt sich, mir dieselbe zu überreichen.

»Hier, mein Herr... ist mein Manuscript...«— »Dieß ist eine Ihrer Erzählungen?« — »Alle, mein Herr, es sind fünf darin.« — »Fünf!... sie sind also sehr kurz?« — »O! ich versichere Sie, daß sie lang genug sind; allein ich meine, man sollte noch eine haben, um den Band voll zu machen. Ich suche nach dem Gegenstand... ich habe wohl einen Gedanken... o! einen erhabenen Gedanken über die Mutterliebe...« — »Sie sind Mutter, ich glaube, Madame?« — »Ja, mein Herr; ich habe einen Sohn, den ich anbete und der mein Glück macht; ich widme ihm alle meine freien Augenblicke.«

Ich beiße mich in die Lippen; Madame Ulysse fährt fort: »Ich habe vieles Unglück gehabt, mein Herr; mein Leben ist beinahe ein Roman: sehr jung an einen Mann verheirathet, den ich anbetete, hatte ich den gränzenlosen Jammer, ihn zu verlieren; er jagte sich in Folge eines Bankerutts, der uns ruinirte,

eine Kugel durch den Kopf.« Es scheint mir, daß ihr Mann sich auf mehrere Arten getödtet hat . . . ich glaube lieber, daß er sich gar nicht umbrachte. Nachdem Madame Ulysse ihr Taschentuch vor die Augen gebracht und es zwei Minuten lang unverrückt dort festgehalten hat, fährt sie in ihrer Erzählung, oder vielmehr in ihrem Mährchen fort:

„Mein Gatte ließ mich allein auf der Welt mit einem Sohn, für den ich mir die größten Opfer auferlege! . . .“

Ich bin in Versuchung, ihr zu sagen: „Aber so flicken Sie ihm doch seine Hosen!“ Ich thue es indeß nicht, und Madame Ulysse, die mit dem Sprechen nicht mehr im Geringsten in Verlegenheit ist, läßt mir keine Zeit dazu.

„Wissen Sie, mein Herr, daß eine junge Frau, die man so gut seyn will, nicht . . . abscheulich zu finden, in Paris . . . einer Menge Abentheuer ausgesezt ist . . . man hat so eine schlechte Meinung von uns . . . O! man hat Unrecht.“

Während Madame Ulysse dieses sagt, blickt sie mich auf eine gewisse Weise an, die mich auffordern könnte, einige Versuche zu wagen, welche mich von

ihrer Tugend überzeugten. Ich glaube ihr lieber auf's Wort. Sie seufzt und fährt fort:

— „Ich hätte in einen Putz- und Modewaarenladen eintreten können; aber ich weiß, was man von den Frauen denkt, die in den Läden herumkommen .... und dann hatte ich den Einfall, zu schreiben ... die Versuchung riß mich hin ... ich habe zu mir gesagt: Warum sollte ich mir nicht einen Namen machen, wie jene Damen, die in den Journalen und Revüen schreiben? es erscheint gegenwärtig so Vieles ... Ich hatte auch den Gedanken, ein nur von Frauen redigirtes Journal erscheinen zu lassen ... o! ich habe eine Menge von Planen: wollen Sie mittlerweile, bis ich einen davon zur Ausführung bringe, die Güte haben, meine Erzählungen zu lesen?" — „Ich lese Alles, was Sie wollen." — „Sie werden die Gefälligkeit haben, den Sätzen nachzuhelfen, die Ihnen nicht gut erscheinen ... nicht wahr?" Darüber verziehe ich ein wenig das Gesicht: ich denke, ich werde zu viel nachhelfen müssen.

„— Dieß verspreche ich Ihnen nicht ... aber ich werde unterstreichen, was mir gewagt vorkommt." — „Ach! wie liebenswürdig sind Sie, mein Herr; man hatte mir gesagt, Sie seyen sehr gefällig gegen Damen,

und dieß hat mir den Muth gegeben, daß ich zu Ihnen kam und Ihnen überlästig fiel.“

„— Eine hübsche Frau fällt nie zur Last.“ — „Ich will Sie noch um Etwas bitten, nämlich mir die Entwicklung meiner sechsten Erzählung suchen zu helfen.“ — „Zuerst müßte ich aber den Anfang kennen.“ — „Ach! dieß ist wahr; ich habe Ihnen denselben nicht erzählt ... wie unbesonnen ich bin ... ich denke an so Vieles ... Hier ist mein Plan, mein Herr ... Sie verbessern ihn, ich bitte Sie darum ... Es ist eine junge Mutter ... die einen Sohn hat ... oder ein Paar Zwillinge, das wäre vielleicht besser ...“ — „Wenn man Drillinge nähme, würde es noch mehr Eindruck machen.“ — „Ach! wenn Sie spassen, bringen Sie mich um meine Ideen! ... wir sagen also eine Mutter und Zwillinge; der Verführer hat die junge Frau verlassen ... er hat ihr Alles mitgenommen ... Sie werden sogleich sehen, wie es moralisch wird ... Die junge Mutter ...“

So weit war Julie mit ihrer Erzählung, als man bei mir klingelte; sie hält inne und blickt mich an.

„Klingelt man bei Ihnen?“ — „Ja.“ — „Ach, mein Gott! wenn es Adolph wäre ...“ — „Dieß wäre leicht möglich.“ — „Ich will nicht, daß er mich

hier findet ...." — „Warum? ... wir sagen ihm, daß wir eine moralische Erzählung suchen, und ich bin gewiß, daß er es nicht unrecht findet." — „Nein, ich will nicht, daß er mich bei Ihnen sieht ... ich habe meine Gründe; öffnen Sie nicht, dieß ist viel kürzer." — „O! ich muß aufmachen ... es könnte Jemand seyn, den ich nothwendig sehen muß ..." — „Alsdann will ich mich in diesem Cabinet verstecken ... wenn Adolph es ist, so bitte ich Sie, schicken Sie ihn schnell wieder weg ..."

Ohne meine Antwort abzuwarten, tritt Madame Ulysse in mein Cabinet, das an mein Schlafzimmer stößt, und zieht die Thüre hinter sich zu. Sonderbares Weibchen! sie handelt bei mir gerade, als wenn wir in sehr genauem Verhältniß zusammen ständen: und ich bin nicht stark genug, daß ich sie daran hindere ...

Ich öffne ... Clementine tritt ein: ihr Anblick macht mir Freude, und doch fühle ich mich verlegen, als wenn ich mir eine Dummheit vorzuwerfen hätte.

„Du bist es! ..." — „Ja ... da bin ich endlich! ... ach! ich fürchtete sehr, du möchtest ausgegangen seyn ... du hast sehr lange gebraucht, bis du

mir aufmachtest, mein Freund!" — „Ach ja . . . ich weiß nicht, was ich that . . ."

Unter diesem Gespräch ist Clementine in mein Schlafzimmer getreten; ich folge, unschlüßig, was ich thun soll. Ich möchte nicht, daß Julie Madame Moncarville sähe; aber doch kann und will ich Clementine nicht wieder fortschicken, und ebenso wenig kann ich Julien herausbringen, mein Cabinet hat nur die in mein Schlafzimmer gehende Thüre.

Während ich dieß Alles überlege, hat Clementine ihre Handschuhe ausgezogen, ihren Hut, ihren Schall auf einen Lehnstuhl geworfen und sezt sich auf mein Ruhebett, indem sie ausruft: „Wie vergnügt bin ich doch, daß ich dich antraf . . . und allein . . . es ist ein Jahrhundert, seit ich dich nicht gesehen habe . . . ach! ich schwöre dir, die Schuld liegt nicht an mir . . . ich habe unaufhörlich an dich gedacht . . . nun denn! . . . du küssest mich nicht einmal? . . . ist dir mein Besuch ungeschickt? . . . erwartetest du vielleicht eine Andere? . . ." — „O! zum Beispiel?" — „Aber doch . . . du hast ganz gewiß Etwas . . . Arthur, du liebst mich nicht mehr?"

Ich bin auf Nadeln, ich möchte Clementine in meine Arme drücken, sie mit Küssen bedecken . . . aber

diese Andere, die da ist ... die horchen kann! Es liegt mir nichts daran, Julien zu schonen, dessen ungeachtet gibt es aber Dinge, die man Niemanden zum Schauspiel geben kann.

Clementine blickt mich an, sie erblaßt, ihre Augen folgen allen meinen Bewegungen, ihr Busen bewegt sich heftig... ich entschließe mich, ihr die Wahrheit zu sagen; dieß scheint mir das Beste, was ich thun kann.

Ich setze mich neben Clementine, ich umfange sie mit meinen Armen, sie sieht mich starr mit unruhvoller Aufmerksamkeit an. Ich gebe mir Mühe, recht leise zu sprechen.

„Höre, meine liebe Freundin, ich will dir die Wahrheit sagen...“ — „Ah! er hat also etwas... ich war dessen gewiß.“ — „Ehe du kamest, ist eine Person bei mir eingetreten, um mich über ein Werk um Rath zu fragen... sieh, hier ist das Werk selbst, du siehst, daß ich nicht lüge ... es sind moralische Erzählungen.“ — „Und diese Person ist ein Frauenzimmer?... antworte doch ... es ist ein Frauenzimmer?...“ — „Nun denn, ja, es ist ein Frauenzimmer, darin liegt nichts Außerordentliches!... Du weißt, daß die Frauenzimmer gegenwärtig viel schrei-

ben...“ — „Kurz, diese Frau... Sie haben sie hoffentlich fortgeschickt...“ — „Sie war im Begriff, wegzugehen, wie du geklingelt hast... und meiner Treu... alsdann... da sie fürchtete, daß man sie sähe...“ — „Sie ist hier... sie ist hier versteckt!... in Ihrem Cabinet, ich wette...“ — „Clementine, sprich doch nicht so laut...“ — „Ah! sie ist da... ah! es ist eine Frau, die dich wegen ihrer Werke um Rath fragt, und du versteckst sie bei dir, wenn man klingelt... und Sie denken, mein Herr, ich werde solche Lügen glauben?“ — „Ich schwöre dir, es ist die Wahrheit.“ — „Wenn diese Frau nicht Ihre Geliebte wäre, welchen Grund hätten Sie, dieselbe sich verbergen zu lassen?“ — „Sprich doch nicht so laut!... es ist unnöthig, daß man dich hört.“ — „Ich will laut sprechen... ich will schreien... ah! Sie fürchten, diese Dame möchte mich hören... Sie haben Furcht, sie möchte böse werden... welche Abscheulichkeit!... ich, die Ihnen Alles geopfert hat... meine Ruhe, meinen Ruf... die Ihnen das Leben geopfert hätte...“ — „Clementine, ich wiederhole dir, daß ich an Allem unschuldig bin... wenn du mich anhören... dich beruhigen wolltest...“ — „Sie halten mich also für sehr dumm!... wie? diese

Frau ist Nichts für Sie; sie kommt ganz einfach, Sie um Rath zu fragen, und versteckt sich, wenn Jemand zu Ihnen kommt! . . . aber Arthur, Sie sehen wohl, daß dieß keinen Sinn hat." — „Nun denn! weil man dir Alles sagen muß . . . so vernimm, daß diese Frau die Geliebte Adolphs ist . . . du weißt wohl Adolph Designy, Einer meiner Freunde, von dem ich dir zuweilen gesprochen habe; sie ist ohne sein Vorwissen hieher gekommen, und da sie, als du klingeltest, fürchtete, er möchte es seyn, hat sie sich in mein Cabinet geflüchtet . . . wie eine Närrin, ohne nur darüber nachzudenken, was sie that."

Clementine blickt mich an und sagt ironisch lächelnd:

„Wahrlich, mein Herr, Sie sind nicht glücklich in Ihren Geschichten! . . . jezt ist diese Frau die Geliebte Ihres Freundes, und sie kommt ohne sein Wissen zu Ihnen! . . . Wenn nichts Unrechtes in Eurer Verbindung liegt, warum dieses Geheimniß? . . . Nein, Sie betrügen mich, die da innen ist Ihre Geliebte. Sie nahmen sie in Ihre Arme, als ich kam und Sie störte . . . ach! Sie erwarteten mich nicht . . . wenn Sie gewußt hätten,

daß ich es bin, würden Sie mir vielleicht nicht geöffnet haben."

Ich antworte nicht mehr, denn nichts verlezt mich so, als wenn man mir nicht glaubt, wenn ich die Wahrheit sage, und da ich Clementinen keine anderen Beweise geben kann, so halte ich es für's Beste, zu schweigen.

Mein Stillschweigen vermehrt den Zorn Clementinen's, sie geht mit großen Schritten in meinem Zimmer auf und ab, dann steht sie vor der Thüre meines Cabinets still, indem sie ausruft: „Diese Dame glaubt ohne Zweifel, daß Sie mich sehr schnell fortschicken werden. Wenn ich weggienge, würde es Ihnen großes Vergnügen machen, ich gebe es zu ... allein ich werde doch nicht fortgehen ... es thut mir sehr leid, daß ich Sie ärgere ... ich will diese Dame sehen ... ich will die kennen, welche Sie wegen ihrer moralischen Erzählungen um Rath fragt ... Ha, ha, ha! Es ist ganz moralisch, daß man zu einem jungen Manne kommt, ihn um Rath fragt, sich in seinem Zimmer versteckt ... Es liegt darin der Gegenstand zu einer hübschen Erzählung! ..."

Clementine legt die Hand an den Schlüssel, der in der Thüre des Cabinets steckt ... Ich laufe auf

sie zu und halte sie zurück, ich bemühe mich abermals, sie zu beruhigen.

„Clementine, was willst du thun? ... Bedenke doch, was Allem du dich aussetzst, wenn du dich dieser Dame zeigst ... Nicht meinethalben bitte ich dich: was liegt mir daran, ob du die Person, die da ist, siehst oder nicht? ... Aber du ... die doch so viel zu berücksichtigen hat! ... Besinne dich doch ... öffne diese Thüre nicht!"

Weit entfernt, daß meine Bitten sie beruhigen, scheinen sie ihre Bewegung noch zu vermehren! Diese Frau, die immer so sanft, so schüchtern, so furchtsam ist, hört auf nichts mehr, wenn die Liebe sie quält.

Ach! sie sind alle gleich; unfähig, auf die Vernunft zu hören, wenn die Eifersucht sie beherrscht. — „Sie fürchten also sehr, ich möchte sie sehen! ..." fällt sie ein, zornige Blicke auf mich werfend. „Ha! ich errathe ... diese Dame ist ohne Zweifel nicht in einem Zustande, daß sie sich zeigen darf ... und ihre Toilette ... Nun gut! ich will ihr als Kammerfrau dienen!"

Diese leztere Vermuthung sezt mich auch in Zorn; und, den Arm Clementinen's frei lassend, werfe ich mich in einen Lehnstuhl, wobei ich ausrufe: „Ich

habe Ihnen genug gesagt, machen Sie, was Sie wollen!“

Ich habe diese Worte noch nicht geendigt, als die Thüre aufgeht und Clementine mit spöttischem Tone ruft:

„Kommen Sie doch, Madame, Sie dürfen sich meinetwegen nicht verstecken!“ Julie erscheint: ihre Miene ist eben so ruhig, als wenn sie aus ihrem Zimmer herauskäme, sie lächelt sogar und macht Clementinen eine schöne Verbeugung. Je mehr sie aber dieselbe betrachtet, desto mehr lese ich in ihren Zügen einen Ausdruck von Ueberraschung und Vergnügen, den ich mir nicht erklären kann.

Wie Clementine Julien sieht, deren Toilette nichts Ungeordnetes hat, bleibt sie einen Augenblick betroffen; der boshafte Ausdruck indeß, mit dem Madame Ulysse sie grüßt, gibt ihr bald ihren ganzen Zorn wieder; zudem ist Julie hübsch, und dieß muß ihren Aerger nothwendigerweise vermehren; auch erwiedert sie ihren Gruß nur durch einen verächtlichen Blick.

Während diese Damen einander in's Auge fassen, einander betrachten, bleibe ich ruhig in meinem Lehnstuhl sitzen, entschlossen, nur noch Zuschauer dessen zu seyn, was vorgeht.

Clementine bricht zuerst das Schweigen; sie möchte ruhig scheinen, aber ihre Stimme verräth ihre Bewegung und sie kann kaum hervorstottern: „Sie mußten sich da drinnen langweilen, Madame? ... ich will Sie nicht länger gefangen halten.“

„— Ich hatte mich nicht Ihretwegen versteckt, Madame,“ antwortete Julie mit großer Kaltblütigkeit, „der Herr hat Ihnen die Wahrheit gesagt ... Sie haben sehr Unrecht gehabt, daß Sie ihm nicht glaubten.“

„— Ah! Madame war gekommen, weil Sie moralische Erzählungen vorlesen wollte ... und war es ein Stoff, den Sie da drinnen suchten? ...“

„— Ich habe ihn gefunden, Madame: Es war ein junges Mädchen, die Nichts besaß; ein reicher Mann hat sie zur Gattin genommen, ihr ein glänzendes Loos bereitet; er überhäuft sie mit Geschenken, mit Schmuck; in der Welt hält man sie für ehrbar, züchtig! ... und sie hat einen Liebhaber, den sie heimlich besucht ... dieß ist mein Stoff, ich glaube, er wird viel Glück machen. Ohne Abschied, Herr Arthur, ich werde das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen.“

Julie ist weggegangen, nachdem sie uns durch ihre so eben gesprochenen Worte ganz darnieder geschmettert hat. Clementine sank blaß wie der Tod auf einen Sessel nieder, wobei sie murmelte: „Ich bin verloren . . . diese Frau kennt mich! . . .“

„— Dieß ist es, was ich befürchtete . . . Deßhalb bat ich Sie, daß Sie sich nicht zeigen sollten. Sie hätten sich einen Augenblick versteckt halten können, während ich diese Frau hinausgehen ließ . . . Sie haben es aber nicht gewollt! . . .“ — „Wie boshaft sie mich anblickte! . . .“ — „Bedenken Sie, daß Sie sie zuerst bespöttelt haben . . . vielleicht kennt sie Sie nicht und hat nur aus Vermuthung so gesprochen . . .“ — „O! Alles trifft zu gut ein . . . ein Mädchen, die Nichts hatte . . . ein Gatte, der sie mit Geschenken überhäuft! . . . Ja, ich bin es gewiß . . . ach! diese Frau glaubt ohne Zweifel, daß ich mich sehr glücklich finden sollte, weil ich eine elegante Toilette machen kann; allein habe ich dieses Vermögen, diesen Schmuck begehrt? . . . der Himmel ist mein Zeuge, daß es dieß nicht ist, was ich wünschte. Ich wollte Herrn Moncarville keineswegs heirathen, meine Eltern haben mich dazu gezwungen, indem sie mir sagten: er ist reich, du wirst glücklich seyn! . . . ach! was gäbe ich

nicht darum, wenn ich eine Dachkammer bewohnte und darin frei wäre! Ich würde für meinen Lebensunterhalt arbeiten, würde weder Kaschemirs noch Diamanten tragen, aber ich könnte überall sagen, daß ich Sie liebe, und mich dessen rühmen, statt daß ich genöthigt bin, es zu verhehlen."

Ich nähere mich Clementinen, will sie in meine Arme schließen, sie stößt mich sanft zurück, mit den Worten:

„Aber Sie lieben mich nicht mehr, Sie!... Sie haben eine Geliebte.... sie ist hübsch, diese Frau... hübscher, als ich... sie hat keine ausgezeichnete Miene, zum Beispiel... doch kurz, sie gefällt Ihnen... ach! was liegt mir daran, was sie sagen wird... was mir vorkommen wird!... ich bin auf Alles gefaßt!..."

„— Clementine, sage nicht, daß ich dich nicht mehr liebe!... mein Gott, warum sollte ich dich täuschen, wenn es der Fall wäre?... wer würde mich dazu verbinden? Ich wiederhole dir, daß diese Frau die Geliebte Adolph's ist, daß ich ihr nie den Hof gemacht habe..."

„— Ja, aber sie will, daß Sie ihr ihn machen sollen!..." — „Dieß ist das Erstemal, daß sie zu

mir kam.“ — „Sie wird wiederkommen, sie hat zu Ihnen gesagt . . . auf Wiedersehen.“

„— Ich werde ihr ihre Erzählungen zurückgeben, ich werde sie nicht mehr sehen, ich verspreche es dir!“

Eine Frau, die uns liebt, ist leicht zu überzeugen. Clementine wirft sich am Ende in meine Arme und ruft aus:

„Ach! ich will dir lieber glauben . . . und müßte ich dein Herz mit einer Andern theilen; ich fühle, daß ich noch eher darein willigen würde, als daß ich gar nichts mehr für dich wäre.“

Wir bringen eine Stunde beisammen zu. Clementine hat ihre Befürchtungen vergessen, ich habe ihre Eifersucht verscheucht; sie verläßt mich glücklich und indem sie mir wiederholt: „Ich glaube dir, ich werde dir von nun an immer glauben . . .“

Fünftes Kapitel.

Eine Verführerin.

Ich habe mich bemühen müssen, Clementine zu beruhigen, allein ich selbst bin über die Folgen dieses

Abentheuers nicht ruhig. Wenn Julie in der That weiß, wer die Person ist, die zu mir kam: kann sie es nicht ausschwatzen? .... den Ruf Clementinen's vernichten? ... dieß wäre abscheulich! ... Welchen Vortheil hätte Madame Ulysse, wenn sie sich so bösartig betrüge? ... ich weiß nicht, allein es lag ein solcher Ausdruck von Heimtücke in ihren Augen! ... Indeß ich bin nicht ihr Geliebter .... sie kann Clementinen wegen einiger beissender Worte böse seyn ... Ach! ich würde Alles in der Welt darum geben, wenn dieses Zusammentreffen nicht Statt gefunden hätte!

Ich muß mich jezt bemühen, Julien angenehm zu seyn, ich muß sie schonen für den Fall, daß sie den Zunamen Clementinen's weiß. Ich soll sie schonen! ... Wer weiß, wie weit mich das führen wird; sie ist hübsch und .... In Wahrheit, Clementine hat groß Unrecht gehabt, als sie diese Thüre aufmachte.

Wir wollen das Manuscript lesen, das sie mir zurückgelassen hat ... Wenn es nicht zu schlecht wäre, würde es mich entzücken! Mit einigen Verbesserungen könnte es vielleicht gedruckt werden, und wenn ich der Eigenliebe der Schriftstellerin schmeichle, wenn ich ihr

nüzlich bin, halte ich vielleicht die Frau von der Schwazhaftigkeit ab.

Ich drücke mich in meinen Lehnsessel und schlage das Manuscript auf. Ach! mein Gott! welche Schreiberei!... das geht Bergauf, Bergab. Wohlan Muth!... »Erste Erzählung: Der alte Zotenreisser!« Sonderbarer Titel für eine moralische Erzählung!... Wir wollen immerhin sehen, uns eines Titels wegen nicht zu streng zeigen!

Ich fange an... ich habe noch keine halbe Seite gelesen und schon drei Sprachfehler. Es ist durchaus der Styl des Briefs, den ich erhalten habe... Wie kommt es, daß eine Frau, die ziemlich gut spricht, der es nicht an Geist fehlt, die sogar Würze in der Unterhaltung hat, manchmal nicht zwei Säze schreiben kann, die einen ordentlichen Sinn haben? Ich will gerne glauben, daß dieß sehr selten ist. Der Gegenstand der Erzählung ist ganz einfach, ein alter Wüstling, der mehrere Mädchen verführt, sie verläßt und endlich an einem podagrischen Anfall stirbt; und dieß Alles nach einander weg erzählt, wie ein Küchenzettel. Ich lese nicht ohne Seufzen den alten Zotenreisser zu Ende. Ich will die folgende Erzählung lesen... es ist nicht möglich; man weiß nicht mehr,

wo man ist. Ich werfe zornig das Manuscript von mir; Madame Ulysse mag machen was sie will; ich werde ihre Werke nicht mehr lesen ... wenn ich aber ihre Eigenliebe verleze, und sie schwazt, um sich zu rächen ... man wird ein anderes Mittel finden müssen, sie gut zu stimmen .... Dieses Mittel, ich sehe nur eines ... aber der arme Adolph, ich möchte ihm doch keinen solchen Possen spielen .... Freilich, wenn ich es nicht bin, wird es ein Anderer seyn.

Ich bin ausgegangen, mich von allen diesen Gedanken zu zerstreuen, ich habe noch keine zwanzig Schritte auf dem Boulewart gethan, als ich Adolph erblicke, wie er Arm in Arm mit Herrn Theodor spazieren geht, der seinen Schnurrbart und sogar seinen Backenbart völlig abgeschnitten hat, was ihm ein ganz anderes Gesicht macht, jedoch nicht hindert, daß man ihn erkennt.

Adolph sieht, daß ich ihn fixire, er grüßt mich, ich thue dasselbe und gehe vorüber, ohne anzuhalten. Aber bald fühle ich, daß mich Jemand beim Arm nimmt; er ist es.

„Wie schnell Sie gehen! ... man kann nicht mit Ihnen sprechen! ...“ — „Erstlich wollte ich nicht stehen bleiben ... ich habe nicht im Sinn in Gesellschaft

des Herrn Theodor spazieren zu gehen... obgleich er sich Mühe gegeben hat, sein Aussehen zu verändern, ist er doch zu kenntlich.“ — „Sie sind diesem jungen Mann sehr böse... ich versichere Sie, daß er ein ganz guter Kerl ist... sehen Sie, er hat mich so eben eine sehr vortheilhafte Speculation machen lassen... er hat mir gestattet in einer unfehlbaren Unternehmung Aktien zu nehmen... die Aktien werden bald doppelt, dreifach im Preise seyn, ich werde einen sehr klaren Gewinn haben... Wie Sie mich anblicken!...“ — „Wie! Adolph, Sie sprechen mir wirklich im Ernste?... Sie sind Aktionär in einer Unternehmung, die Herr Theodor macht?...“ — „Ja doch!“ — „Sie hatten kein Geld... weil Sie bei mir welches entlehnt haben.“ — „Ich habe so eben erst fünfzehn hundert Franken von meinem Oheim erhalten... ich sagte es Theodor, der mir augenblicklich das Anerbieten gemacht hat, ich solle fünfzehn Aktien von seiner Unternehmung kaufen. Es handelt sich von „tragbaren Flüssen;“ Sie wissen, daß nicht Jedermann in Paris beim Flusse wohnen kann: dieß ist sehr unbequem für die Personen, die gerne schwimmen; man ist genöthigt in die Bäder zu gehen, in einer Badwanne kann man aber nicht schwimmen. Nun gut! Thedor hat einen Wasserbehälter

erfunden, groß wie zwei Omnibus (Gesellschaftswägen) und mit Leinwand bedeckt, den er durch vier Pferde in allen Stadtvierteln von Paris herumführen läßt. Fünfzehn Personen werden bequem darin schwimmen können. Für sechs Sous wird man in ganz Paris die Annehmlichkeit einer Schwimmanstalt haben. Nun! was sagen Sie dazu?"

Ich antworte nichts. Ich sehe, daß mein Freund Adolph wahrhaft dumm ist, ich schlage die Augen zum Himmel auf und gehe weiter.

„Finden Sie nicht, daß dieß eine sehr glückliche Erfindung ist?..." — „Und werdet Ihr im Winter Euren Wasserbehälter auch herumführen?" — „Warum nicht... wenn es gefroren ist, wird er einen andern Zweck haben, er wird für die Schlittschuhläufer dienen; kurz es scheint, daß man dem Plan Theodors Beifall giebt, denn man schlägt sich um seine Aktien. Er hat mir die fünfzehn lezten gegeben.... Sehen Sie hier sind sie...."

Adolph zigt mir kleine, gelbe Coupons, mit Theodor unterzeichnet, auf welche man den wandernden Wasserbehälter lithographirt hat. Ich zucke die Achseln.

„Wollen Sie eine, oder zwei Aktien?" — „Ich würde keinen Sou für Ihre fünfzehn Coupons geben."

— „Sie sind vielleicht unzufrieden, daß ich diese Aktien genommen habe, ehe ich Sie bezahlt hatte, allein ich hoffe mit dem Gewinn bald ...“ — „Adolph, als ich Ihnen lieh, habe ich Ihnen gesagt, daß Sie sich dieser Schuld wegen nicht beunruhigen dürfen: worüber ich ärgerlich bin, ist, daß ich sehe, wie Sie von einem Betrüger hintergangen werden.“ — „Von einem Betrüger! ...“ — „Ja, auf diese Art beurtheile ich jezt diesen Theodor!“ — „O! da sind Sie nun wieder überzeugt, daß man mich dran kriegen wolle ... wenn es meine Geliebte nicht ist, sind es meine Freunde ...“ — „In diesem Augenblick könnten es wohl beide seyn.“ — „Es scheint, ich sey ein Kind, das sich nicht zu leiten verstünde. ...“ — „Machen Sie was Sie wollen, erzählen Sie mir aber alsdann Ihre Tollheiten nicht mehr.“ — „Ich werde Ihnen nichts mehr sagen.“ — „Dieß ist mir lieber.“

Wir gehen kalt auseinander; mich ärgert es, daß ich diesen jungen Menschen von einem Schurken betrogen sehe, und ich glaube, daß seine Julie ihn eben so weit führen werde; allein es drängt mich, Madame Ulysse wieder zu sehen .... ich bin überzeugt, daß sie morgen Früh kommen wird.

In der That, wie es den andern Tag neun Uhr schlägt, ich bin noch in meinem Schlafrock und arbeite neben meinem Feuer, kommt meine Pförtnerin und meldet mir, daß mich eine Dame zu sprechen verlange; ich sage ihr, sie solle dieselbe eintreten lassen, und ich sehe Madame Ulysse erscheinen.

Sie ist mit noch mehr Sorgfalt, als am vorigen Tage gekleidet, ein hübscher Hut von schwarzem Sammt, der sehr kokett auf ihrem Kopfe sizt, giebt ihrer Physiognomie viel Reizendes, ihr Sacktuch, oder ihre Kleidungsstücke verbreiten einen süßen Wohlgeruch von Portugiesischem Wasser, von Vanille; kurz es liegt in ihrer ganzen Person ein Etwas, das die Frau anzeigt, welche gefallen will. Ich fühle mich schon bewegt, verwirrt, denn Julie ist eine hübsche Blondine mit schwarzen Augen; ihre braunen sehr hervortretenden Brauen geben zwar ihren Zügen etwas Hartes, wenn sie aber lächelt, macht dieser Ausdruck einem andern, sehr einladenden Platz.

Sie entschuldigt sich, daß sie mich schon so früh Morgens stört, und ich, daß ich sie im Schlafrock empfange; ich lasse sie an dem Feuer niedersitzen und schicke meine Pförtnerin weg.

Ich bin ein wenig in Verlegenheit, wie ich das Gespräch anknüpfen solle, und ziehe mich durch die Frage, ob sie gefrühstückt hat, daraus? — „Ja, mein Herr, o, ich habe meinen Kaffe getrunken.... ich bedarf nichts, ich danke Ihnen... ich will mich erkundigen, ob Sie die Güte gehabt haben, mein Manuscript zu lesen?" — „Ihr Manuscript... ach... ja, Madame, sitzen Sie aber doch näher zum Feuer... es ist diesen Morgen sehr kalt..." — „Ich bin recht erfreut,... ich fürchtete, Sie möchten nicht Zeit gehabt haben, Alles zu lesen, und..." — „O! verzeihen Sie, Madame, ich muß mich zuerst über die Scene von gestern entschuldigen... das Vorgefallene ist mir äußerst leid gewesen... allein die Frauen sind nachsichtig und ich hoffe..." — „Mein Gott, mein Herr, ich versichere Sie, daß ich nicht mehr daran dachte... ich bin es, die sich ganz zur unrechten Zeit hier befand... diese Dame hatte sehr Unrecht, eifersüchtig zu seyn!... Sie werden zugeben, daß ich es nicht verdiente?..."

Dieß ist eine spitzfindige Frage. Ich antworte ihr ziemlich dumm: „Sie sind ganz geschaffen, Eifersucht einzuflößen." Und nun sprechen wir einige Zeit hindurch nichts. Julie fängt endlich wieder an.

„Dieß Alles ist mir sehr leid gewesen ... und als ich dieser Dame antwortete, habe ich mich vielleicht zu sehr durch meine Lebhaftigkeit hinreißen lassen ... ich war nachher untröstlich darüber; ... — „Sie hatte zuerst Unrecht ... kennen Sie diese Dame? ...“ — „Durchaus nicht! ...“ — „Dieß ist sonderbar ... ich glaubte ... nach dem, was Sie gesagt haben. ...“ — „Ich habe gesprochen, was mir in den Kopf gekommen ist ... ich erinnere mich dessen nicht mehr ... allein ich sah diese Dame zum Erstenmal, und wenn ich sie wieder träfe, würde ich sie nicht mehr erkennen.“

Diese Versicherung nimmt ein Gewicht von mir, das schwer auf meiner Brust lastete, ich fühle mich behaglicher, rücke näher zu Julien, die boshaft lächelnd zu mir sagt:

„Ist es Ihnen gelungen Frieden zu machen? ...“ — „Sehen Sie, wir wollen von All dem nicht mehr sprechen. ... — Diese Dame liebt Sie bis zur Raserei. ... — Ich will mich mit Ihnen beschäftigen. ...“ — „Mit mir! ... ah! ich würde nicht die Macht haben, Sie dieselbe vergessen zu machen. ...“

Indeß scheint mir, als thue sie Alles, um diesen Zweck zu erreichen; damit sie ihre Füße wärmen kann,

hat sie ihr Kleid leicht hinaufgeschlagen; ich sehe einen gutgebauten Fuß und den Anfang eines Wadens, der mir vollkommen richtig gezeichnet scheint... ach! wie gefährlich ist es doch, wenn man neben einer Dame beim Feuer sizt!

„Kurz, mein Herr, weil Sie nicht wollen, daß ich von Ihren Liebes=Angelegenheiten spreche, ... so wollen wir wieder auf meine Erzählungen kommen.... — Es würde mir indeß süß seyn, von Liebe mit Ihnen zu sprechen....“ — „Ich aber liebe die Rolle der Vertrauten wenig, dieß ist ein Amt, das ich noch nicht bekleiden will....“ — „Wer spricht Ihnen von einer Vertrauten?...“ — „Es ist sehr warm be- Ihnen... ich will meinen Mantel ablegen.“

Ich entledige sie ihres Mantels; sie stellt sich, als gewahre sie erst jezt, daß ihr Unterkleid kaum bei festigt ist.

„Mein Gott, wie bin ich doch! ... ich habe mir nicht die Zeit genommen ein Corset anzuziehen... dieses Kleid schließt so schlecht....“ — „Ich wollte, daß es noch schlechter schlöße.“ — „Die Frauen sind sehr unglücklich, wenn sie Niemand haben, der sie ankleidet!...“ — „Ist Ihr Nachbar Adolph nicht immer da?...“ — „Ein sauberer Ankleider!... er weiß

keine Nadel zu stecken!..." „der arme Teufel ist sehr linkisch." — „Nun denn, mein Herr, dieses Manuscript?..." — „Ah! ja, Madame...." — „Sagen Sie mir, was Sie davon denken...." — „In diesem Augenblick denke ich nicht hieran ... die Meisterin läßt mich das Werk vergessen...." — „Ah! der Herr scherzt. ... Mein Hut ist mir unbequem ... ich kann ihn wohl ablegen, nicht wahr?" — „Legen Sie Alles ab, was Sie wollen!..." — „Und wenn die Dame von gestern käme ... sie würde mir die Augen auskratzen!..." — „Sie wird nicht kommen...." — „Ah!... Sie sind sicher ... dieß ist sehr glücklich für mich."

Sie legt ihren Hut ab, ihre Haare fallen über ihren Hals, über ihre Stirne herab, sie schiebt solche lachend zurück; in ihrer ganzen Person liegt eine wollüstige Unordnung, die berauscht; man weiß nicht mehr, was man thut, allein man weiß wohl, was man thun möchte: die Blicke, das Lächeln Julien's scheinen ein Geständniß hervorzulocken. Ich drücke sie in meine Arme, sie lacht; ich küsse sie... sie lacht wieder; wer Teufels könnte dabei vernünftig bleiben?... ich unterliege der Versuchung und zwar, ohne daß ich ihr eine Erklärung gemacht, ohne daß ich ihr gesagt habe „ich liebe Sie": es ist sonderbar, daß es

Frauen giebt, die uns Alles gewähren, ohne dieses zu fordern! ... wahrscheinlich sind für diese Damen die Worte von sehr geringem Werth.

Wie ich meine Vernunft wieder erlange, was, Dank Julien, so spät als möglich geschieht, bin ich ganz erstaunt, über das, was ich gethan habe, ich glaube sogar, daß es mir leid ist ... indeß Julie ist recht hübsch... jezt muß ich ihr aber sagen, ich liebe sie, und ich fühle, daß mich dieß Ueberwindung kosten wird.

Julie sieht gar nicht aus, als wenn sie bereute, was vorgefallen ist, ganz im Gegentheil: sie lacht, sie neckt mich, sie macht tausend Tollheiten; es kommt mir vor, als wäre es schon nicht mehr die nämliche Frau, wie sie gekommen ist. Sie sezt sich auf meine Knie, nimmt mich beim Kopf und sagt mir: „Ah! jezt wünschte ich, daß die Dame von gestern käme!... sie würde mich von dem Platz, den ich einnehme, verjagen wollen, ich würde ihr aber sagen: »Es ist mir sehr leid, Madame, ich habe eben so viel Recht, wie sie, mich auf seine Knie zu setzen....“

Diese Worte thun mir weh... arme Clementine!... wenn sie wüßte ... ach! wenn sie käme! Julie möchte thun, was sie wollte, ich würde sie

sehr schnell von mir stoßen und zu meiner alten Freundin zurückkehren.

Die Männer sind sehr undankbar, wird man mir sagen; da ist eine Frau, die sie glücklich macht, und sie gestehen schon, daß sie sie wegen einer Andern von sich stoßen würden. Aber dieses Vergnügen ist ohne Liebe nur wenig, während die Liebe ohne Vergnügen immer noch viel ist.

Es ist mir gelungen, Julien wieder auf ihren Sessel zurück zu bringen; jezt ruft sie aus: „Hör' einmal, du hast mir vorhin ein Frühstück angeboten, ich habe es ausgeschlagen, ... weil es anständiger war, jezt aber würde ich gerne dejeuniren, von meinem Kaffee ist es lange her und dann bekommt man Appetit bei Ihnen, mein Herr!“ — „Ich will ein Frühstück bringen lassen;“ „was wünschen Sie?“ — „O! dieß ist gleich, vorausgesezt, daß es recht gut sey.“

Ich ertheile meine Befehle und bald bringt man uns ein auserlesenes Frühstück: ich habe die Sache gut machen wollen, denn wenn man keine Liebe für eine Frau hat, muß man es durch die Behandlungsweise ersezen. Ich bin sicher, daß Clementine heute nicht komm , ich kann Julie also ohne Furcht bewirthen.

Meine neue Eroberung hat weit mehr Geist, als man glauben würde, wenn man ihr unglückliches Manuscript liest: sie macht dem Frühstück Ehre und erheitert es durch ihre guten Einfälle. Ich habe Champagner bestellt: dieß ist der Wein der Damen, er bringt sie leichter zum Plaudern; Julie hatte denselben zum Schwazen nicht nöthig, er macht sie aber vollends wohlbehaglich und es herrscht, glaube ich, mehr Offenheit in ihren Reden.

„Nun gut! und jene moralischen Erzählungen?“... sagt sie zu mir, als ihr Hunger ein wenig gestillt ist.

„Meine liebe Freundin... wollen Sie, daß ich ohne Umschweife mit Ihnen spreche...“ — „Ja, gewiß... aber ich will zuerst, daß du mich duzen sollst, und nicht mehr jene Sie zu mir sagst, die mich langweilen.“ — „Aber... weil,... wenn ich es mir angewöhnte... und wenn ich vor... Adolph...“ — „O! nein!... Man weiß mit wem man zusamen ist... Nun denn! meine Erzählungen... Du wagst nicht zu antworten?... sieh, ich wette sie sind schlecht...“ — „Meiner Treu, ich gestehe... sie sind nicht gerade schlecht, um sie aber drucken zu lassen, müßte man so viel überarbeiten.... ferner würde

das Manuscript, welches Sie... welches du mir gegeben hast, keinen Viertelsband füllen..." — „Es ist aus damit, mein Herr, sprechen wir nicht weiter davon!... es war eine Tollheit, die mir durch den Kopf gefahren war... und Gott weiß, welche Mühe es mich gekostet hat, dieses zu schreiben... Ich, die so leicht spricht... ich konnte keine zwei Linien zu Stande bringen, die einen ordentlichen Sinn hatten. Aber wie soll ich auch, da du mich nun kennst, moralische Erzählungen machen?... Haha!... wo hatte ich den Kopf?... ist dieß da mein Manuscript?" — „Ja..." — „Du sollst einen schönen Zug meiner Herzhaftigkeit sehen"...

Sie nimmt die Rolle, wirft sie ins Feuer, und sieht zu, wie sie brennt, wobei sie mit tragikomischem Tone ausruft: „Sieh, wie hoch ich meine Werke schäze!... was sagst du dazu?"

„— Ich sage, daß sehr wenige Männer eben so viel Muth besizen, und daß dieß allein hinreichend wäre, mir zu beweisen, daß Sie Geist haben, wenn ich es nicht schon wahrgenommen hätte."

„Ah! der Herr findet, daß ich Geist habe... der Herr sind zu gütig!" Nun gut! „ich will ganz offenherzig zu dir sprechen... gieb mir noch ein

wenig Champagner... dieß berauscht mich niemals!.. Höre, mein Kleiner! Ah! laß mich zuerst auf deine Knie sizen... Du willst doch, nicht wahr?"

Wie wäre es möglich, zu sagen, daß man nicht wolle? Julie hat meine Antwort nicht ganz abgewartet, sie hat sich schon hingesezt, und indem sie Macaronen und Biscuit ißt, spricht sie weiter:

„Ich bin nicht geboren, um Papier zu verkrizeln ... dabei zerbricht man sich den Kopf! sondern ich bin geboren, mich zu belustigen... ich will das Leben einer Bajadere führen!... Vor Allem brauche ich Vermögen... Du wirst mir keines geben, du; die Dichter sind nicht gewohnt, sich für Weiber zu Grunde zu richten, du wirst mich eben so wenig heirathen; dazu hast du zu viel Verstand. Aber du wirst mir beistehen, daß ich die Frau des Einfaltspinsels Adolph werde, der eines Tags sehr reich seyn, und mich dann nicht fortwährend auf Kirschenwasser beschränken wird. O! wie will ich, wenn ich seine Frau bin, das Geld seiner Familie verprassen!... wie wollen wir uns dasselbe zu gut kommen lassen!... Ich werde dich immer lieben, du bist der Freund meines Herzens, Du wirst mein Benjamin, mein Getreuer seyn... daß ich aber nur deine Melancholische von gestern

früh nicht mehr sehe, denn jezt würde ich sie zur Thüre hinaus werfen... Ei, sieh doch! warum thust du mich denn von da weg?" — „Ich habe den Krampf, ich muß ein wenig auf und abgehen!"

Ich bin aufgestanden; denn ich konnte nicht mehr an mich halten; diese Frau that mir wehe!... Ihre Plane sind entsezlich!... und sie glaubt, ich werde ihr beistehen!... ich werde Clementine ihretwegen verlassen! Theure Clementine! ich fühle, daß ich dich noch zehnmal mehr liebe, wenn ich den Unterschied zwischen dir und Julien sehe.

„Nun, mein Freund, ist dein Krampf vorüber?" — „Noch nicht völlig..." — „Was du für eine ernsthafte Miene hast!... Es ist nicht blos um zu sprechen, allein ich sage, Sie belustigen sich nicht sehr mit mir... ich muß Alles thun! Laß sehen, Arthur; antworte mir, was denkst du von meinem Projekt? ist es nicht allerliebst?..."

„ — Nein... erstlich sehe ich nicht ein, warum Sie Adolph zu heirathen wünschen." — „Ach, mein Gott, bist du eifersüchtig, Bibi?... Noch einmal aber es geschieht, um reich zu werden... Ich halte wesentlich am Baaren, ich... Ah? ich müßte eigentlich ein hübsches Loos haben.... wenn dieser alte

Taugenichts ... dieser Affe, der mich verführt und verlassen hat ... Es ist ihm gut gelungen, dieß ist auch kein Wunder!" — „Von wem sprechen Sie denn?... von Ihrem Gatten, der sich erhenkt hat?" — „Ha! ha! wie einfältig, habe ich je einen Gatten gehabt, ich... dieß sind Mährchen, die man dem Adolph aufbindet, dieß!..." — „Und der kleine Knabe..." — „Ei nun, was beweist das?... dieß ist ein kleiner Knabe... das ist Alles... hätte ich ihn in einen Pokal mit Weingeist stellen sollen?" — „Es ist artig dieses Kind." — „Ich finde es abscheulich, ich... hast du ihn gesehen?..." — „Ja ich befand mich eines Tags in seiner Pension... und habe mir sogar ein Vergnügen daraus gemacht, seine Jacke mit meinen Hemdknöpfen zuzumachen." — „Wie! dieß kam von dir... ich glaubte, es sey eine Galanterie seines Vaters." — „Seines Vaters?... er ist also nicht todt?" — „Ich werde es dir einmal sagen, wenn du recht klug bist. Es ist also abgemacht, du wirst bei Adolph zu meinen Gunsten sprechen, und ich werde Madame Designy werden!.." — „Nein ich werde gar nicht zu Ihren Gunsten sprechen, daß Adolph Sie heirathet: diese Heirath hätte keinen vernünftigen Sinn!..." — „Wissen Sie, daß Sie

sehr unartig sind... Ah! Sie wollen nicht, daß er mich heirathet, und ich kann Ihnen versichern, daß er mich heirathen wird... ich werde Ihres Beistandes entbehren können... ich weiß, was ich von Adolph will: das ist ein so weicher Taig... ich könnte ihm die Form eines Kuchens geben, wenn ich wollte; er betet mich an, er sieht nur durch meine Augen, und er wird mein Gatte werden... ja mein Herr, es ist so, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen... Allein Arthur, dieß darf dich nicht böse machen... glaubst du, daß ich diesen Tölpel von Designy lieben könne?... dich allein liebe ich... ja... für dich habe ich leidenschaftliche Liebe... sie hat mich schon lange ergriffen: seit dem Tag, wo ich dich im Schauspielhause gesehen habe... ja, mein Herr, von jenem Tage an habe ich zu mir gesagt, dieser wird mein Geliebter seyn, und wenn ich mir etwas verspreche, muß ich es haben. O! ich habe Charakter... allein ich sage dir vorher, ich bin eifersüchtig... entsezlich eifersüchtig... ich werde dir aufpassen.... und wenn du meine kleine Hornsezerin wieder siehst, so wird es grosses Unglück geben... Du wirst sie aber nicht wieder sehen... hum? komm, küsse mich doch!... mein Gott, welch ein Mann!... er rührt sich gar nicht!...“

*

Ich lasse mich küssen, ich bin betäubt, zerschmettert von dem, was ich höre; ich bedenke, daß ein Augenblick der Schwäche uns viele Reue verursachen kann!... Es ist Schade, daß diese Betrachtungen nicht kommen, ehe man fällt.

Sechstes Kapitel.

Welches beweist, wie die Leute von Geist dumm sind.

Julie küßte mich, fuhr mir in den Haaren herum; während dieser Zeit dachte ich an Clementinen, an Alles, was sie mir am vorigen Tag gesagt hatte.

Man klingelt leicht an meiner Thüre. Ich zittere. „Dieß ist mir gleich," sagte Julie, „dießmal verstecke ich mich nicht mehr!...

Und sie sezt sich wieder vor den Tisch, indem sie sich noch einmal Champagner einschenkt. Ich glaube nicht, daß es Clementine ist, sie könnte nicht zwei Tage hinter einander allein ausgehen; doch sehe ich Julien an, welche lacht, während ich sie betrachte.

„Wie! Sie wollen dableiben?..." — „Ja, mein lieber Freund, ich habe mich einmal versteckt, dieß geht an!... überdieß war ich begierig zu horchen;

heute aber bin ich die Favorit-Sultanin ... ich gehe nicht mehr von der Stelle." — „Und wenn es Adolph wäre? ..." — „Dieß würde mir nichts thun ... ich würde eine Geschichte finden ... aber es ist nicht Adolph, er ist nach Montmorency gegangen. Machen Sie doch auf ... man wird ungeduldig ..."

Ich gehe aus meinem Zimmer, indem ich bei mir spreche: wohin bin ich gerathen? ... ich mache auf, entschlossen, mich, wenn es Clementine ist, zu ihren Füßen zu werfen und sie für das, was ich gethan, um Verzeihung zu bitten.

Ich öffne ... es ist mein Schriftsteller von vorgestern mit zwei Papierrollen unter dem Arm. Nie verursachte mir der Anblick von irgend Jemand so viel Vergnügen. Ich denke, die Ankunft dieses Herrn solle mir helfen, mich Julien's zu entledigen. Ich mache ihm eine anmuthige Verbeugung und beeifere mich so sehr, ihn zum Eintreten zu bewegen, daß der arme Mann sich umdreht, in der Meinung, es sey Jemand hinter ihm.

„Mein Herr, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen auf's Neue zur Last falle ... aber ..." — „Sie fallen mir keineswegs zur Last ... im Gegentheil ... treten Sie doch ein, ich bitte Sie ..." —

„Mein Herr, es müßte nur seyn, daß ich mir eine Vergeßlichkeit zu Schulden kommen ließ ...“ — „Treten Sie aber doch ein, mein Herr, bleiben Sie nicht da ...“

Ich schiebe meinen Mann in mein Schlafzimmer herein. Bei seinem Anblick macht Julie ein schreckliches Gesicht: der Herr mit den Papierrollen erschöpft sich in Verbeugungen.

„Setzen Sie sich doch, mein Herr...“ — „Meiner Treu, mein Herr, dieß ist mir recht, denn ich bin ein wenig müde... nicht, als wenn ich von weit herkäme...“ — „Sie werden wohl ein Glas Champagner und Makaronen annehmen?...“ — „Wenn ich es ausschlagen sollte, müßte ich krank seyn...“

Ich schenke Wein ein, ich biete diesem Herrn, den ich zum zweitenmal sehe und dessen Namen ich nicht einmal weiß, Biscuit an; er ist so verwirrt über meine Höflichkeiten, daß seine beiden Papierrollen unter seinem Arme hervorgleiten und im Zimmer umhertanzen... Ich sehe, daß Julie ungeduldig wird, sie macht mir Augen, giebt Winke, ich soll diesen Herrn verabschieden; ich stelle mich, als nehme ich es nicht in Acht.

„Mein Herr, ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken ... so wie auf die von Madame ...“

Julie antwortet nichts und wendet ihm den Rücken, ich, ich fülle sein Glas auf's Neue.

„Mein Herr, erinnern Sie sich, daß ich bei der lezten Unterredung, die wir mit einander hatten, vergaß, Ihnen meinen Namen zu sagen? ...“ — „In der That, mein Herr, ich suchte ihn auch vergebens ...“ — „Es wäre erstaunlich gewesen, wenn Sie ihn wüßten, ohne daß ich Ihnen denselben sagte. Mein Herr, ich nenne mich Lubin, ich stamme in weiblicher Linie von der schönen Ferronnière ab; ich habe meinen Stammbaum lithographiren lassen und werde die Ehre haben, Ihnen ein Exemplar davon zu überbringen.“ — „Es wird mir viel Vergnügen machen ... trinken Sie doch ... nehmen Sie etwas ...“ — „Dieß ist mir gerade recht, denn mein Magen wird sehr gebieterisch! ...“

Julie wirft mit Ihrem Fuße die Schaufel und die Feuerklamme um, ich hebe sie auf, und sie sagt mir in's Ohr: „Werden Sie dieses große Gespenst nicht geschwinde wieder fortschicken?“ — „Ich kann aber nicht ... dieß wäre unhöflich ...“

Während wir sprechen, hat Herr Lubin seine Rollen zusammengelesen, er macht eine derselben auf und legt sie vor sich auf den Tisch, wobei er zu mir sagt: „Sie errathen, was das ist?...“ — „Meiner Treu, nein...“ — „Jenes famöse Melodrama, welches Sie neulich keine Zeit hatten, anzuhören... Das Chaos...“ — „Ah! Sie haben das Chaos da... in zwei Rollen?“ — „Ja, es gienge nicht in eine einzige... Würden Sie mir erlauben, daß ich es lese?...“ — „Sehr gerne...“

Julie macht Bewegungen von Ungeduld und wendet sich auf ihrem Sessel hin und her. Herr Lubin hält eines seiner mächtigen Manuscripte in der Hand; er liest, indem er auf jede Sylbe einen Nachdruck legt: „Das Chaos, Melodrama in fünf Akten, von Lubin, Gelehrter.“

Er hält inne, wendet das Blatt um und liest von Neuem: „Das Chaos, Melodrama in fünf Akten, von Lubin, Gelehrter. Personen: Das Nichts, die Wolken, das Wetter, ein Wirbelwind, Cometen, Winde.“ Julie hustet, singt vor sich hin, schneuzt sich, stampft mit dem Fuß auf die Feuerböcke; Herr Lubin liest nichtsdestoweniger mit der gleichen Würde. Nach der Auf-

zählung seiner Personen trinkt er seinen Champagner und fährt fort: „Das Chaos, Melodrama in fünf Akten, von Lubin, Gelehrter. Erster Akt: Das Theater stellt einen umwölkten Himmel vor, man sieht vorüberziehende Wolken und Sternschnuppen.“

Julie steht plötzlich auf, vor sich hin murmelnd: „Ich habe genug! . . . ich gehe fort! . . .“

Dieß hoffte ich. Ich helfe ihr ihren Mantel umlegen, ihren Hut aufsetzen und begleite hinaus. Als wir im Vorzimmer sind, ruft sie aus: „Wirst du diesen Menschen da anhören? . . .“ — „Ich muß wohl . . . ich habe Rücksichten bei ihm nöthig.“ — „Weißt du aber wohl, daß er mit seinem Chaos Peitschenhiebe verdiente? . . . er läßt mich beinahe bedauern, daß ich meine Erzählungen verbrannt habe . . . Ich gehe fort, denn ich kann es nicht aushalten. Arthur, ich werde übermorgen wieder zu dir kommen . . .“ — „Uebermorgen? . . . aber . . . ich . . .“ — O! es gibt keine Aber . . . ich werde sehr frühe kommen, hörst du? . . . stehe nicht auf, du erwartest mich in deinem Bett . . . Leb wohl! . . . denke besonders daran, daß du mir treu bleibst! . . . denn ich bin bösartig, wenn ich anfange. Adieu! . . . Du bist ein Amor.“

Sie küßt mich noch einmal, drückt mir die Hand und entfernt sich. Sie wäre nun endlich fort! ... welche Frau! ... ach! ich habe eine große Dummheit gemacht, als ich mich durch ihre Verführungen hinreißen ließ, denn ich liebe sie nicht, ich habe sie nie geliebt; und sie wähnt, mich zu einem Bruche mit Clementinen zu veranlassen ... o nein, Madame, dieß wird nicht der Fall seyn ... mit Ihnen will ich brechen ... und sogar sehr schnell; und der arme Adolph ... werde ich ihn eine solche Heirath schließen lassen? ... eine Frau, die sich eine Freude daraus macht, ihn zu Grunde zu richten, ihn zu betrügen ... nein, wiewohl er sehr eigensinnig und zuweilen sehr dumm ist, will ich ihm die Augen noch einmal öffnen.

Aber dieser Schriftsteller, der da drinnen sizt ... und ich dachte nicht mehr daran! ...

Ich kehre in mein Zimmer zurück: Herr Lubin hatte seine Stellung nicht verändert; er hielt sein Manuscript in gleicher Höhe mit seiner Nase, sein Mund war halb offen; so wie er mich erblickt, schreit er: „Das Chaos, Melodrama in fünf Akten, von Lubin, Gelehrter. Erste Scene: Chor von Winden, die von allen Seiten wehen.“

Und da Herr Lubin die Winde nachahmen will, fängt er an, mir vorzusingen:

„Brrrr... uh... Brrrr... uh..."

„Pissssssss... pis... sssss..."

Ich halte ihn in dem Augenblick zurück, wo er einen dritten Wind nachzuahmen sucht.

— „Herr Lubin, es ist mir sehr ärgerlich, daß ich Sie heute nicht länger anhören kann, allein die Dame, die da war, hat sich so eben unwohl befunden, sie ist nach Hause zurückgegangen und ich muß einen Arzt herbeiholen..."

„— Ach! diese Dame ist krank... o alsdann begreife ich... meiner Treu... dieß ist mir eben so recht, daß ich heute nicht vorlese... Ihr Champagner hat mir ein wenig die Augen verwirrt... wenn man ihn nicht mehr gewohnt ist, obgleich ich ehmals viel trank..." — „Auf ein andermal, Herr Lubin..." — „Soll ich Ihnen mein Chaos da lassen?..." — „O! dieß ist unnöthig; ein Werk dieser Art muß von Ihnen selbst gelesen werden, sonst würde es zu viel verlieren." — „Dieß ist wahr... es ist ganz von der onomatopoëtischen Gattung... ah! wenn Sie den Auftritt des Wirbelwinds gehört hätten..." — „Verzeihung... wenn ich Sie verabschiede..." —

„Ich werde Ihnen meinen lithographirten Stammbaum bringen.“ — „Alles, was Sie wollen.“

Und ich schiebe ihn ebenso schnell zur Thüre hinaus, als ich ihn hereingebracht habe. Ich werde Sorge tragen, meinem Pförtner und seiner Frau aufzugeben, man solle den Herrn Lubin nicht mehr zu mir herauflassen, denn man befindet sich nicht oft in der Lage, in der ich war, und man muß sich nicht zweimal dem Vorlesen des Chaos aussetzen.

Ich habe meinen Plan; er ist vielleicht ein wenig grob, allein ich finde keinen andern, und bei Julien darf man, glaube ich, keine halbe Maßregeln in Anwendung bringen; wenn ich überdieß bedenke, daß sie mir verboten hat, Clementinen wieder zu sehen, so verscheucht dieß alle meine Bedenklichkeiten. Ich glaubte, als ich ihren Reizen nachgab, es werde eine jener vorübergehenden Verbindungen seyn, welche man ebenso schnell vergißt, als man sie angeknüpft hat; man will mich aber festbinden, mich als Sklaven behandeln!... dieß steht mir durchaus nicht an.

Ich schreibe ein kleines Briefchen, das ich selbst auf die Post lege. Hierauf erwarte ich die Begebenheiten und wünsche ungeduldig, schon am zweitfolgenden Morgen zu seyn. Endlich kommt dieser Augenblick

unseres Stelldicheins. Es ist noch nicht sieben Uhr, ich bin im Bett; man klingelt . . . es ist Julie, in einen Mantel gewickelt, unter welchen sie in der Eile ein Kleid angezogen hat, das nur eine einzige Schnur festhält. In einigen Sekunden ist sie neben mir; als ich sie so hübsch, so leidenschaftlich wiedersehe, empfinde ich beinahe Reue über das, was ich gethan habe... der Augenblick zum Nachgeben wäre aber schlecht gewählt, und weil dieß der lezte ist, den ich mit Julien zubringen soll, so wollen wir eben so gut endigen, als wir angefangen haben.

Es ist vielleicht eine Stunde, daß sie sich bei mir befindet, als wir die Vorthüre meiner Wohnung aufmachen hören; ich fühle mein Herz beklommen... es ist der Augenblick der Krisis.

„Wer kann denn auf diese Art zu dir kommen?" sagt Julie. — „Es ist meine Pförtnerin, sie hat meinen Schlüssel, damit ich mich Morgens nicht erheben darf, um ihr aufzumachen...." — „Wie früh sie kommt!... ich hoffe sie tritt nicht hier ein?..." — „O nein!..." — „Nicht, daß ich mich etwas um deine Pförtnerin bekümmerte, allein es scheint mir, daß man uns wohl in Ruhe lassen kann.... Höre

doch ... ich meine, man spreche ... man komme näher...."

Man kam in der That näher: bald macht man die Thüre meines Schlafzimmers auf und Adolph tritt ein, indem er ausruft:

„Hier bin ich... die Pförtnerin hat zu mir gesagt: O! ja mein Herr, Sie können ihn sehen, er hat mir befohlen, ich solle Sie eintreten lassen.... Ich habe Ihr Billet erhalten und ich komme zu erfahren...."

Er redet nicht weiter: er hat Julie neben mir im Bette erblickt.

Als Julie Adolph eintreten sah, machte sie eine Bewegung, als wenn sie sich unter der Ueberdecke verstecken wollte, aber bald hierauf Verzicht leistend, ließ sie ihren Kopf auf das Kissen zurücksinken, nachdem sie mir einen Blick zugeworfen hatte, dessen Ausdruck ich nicht wieder geben kann.

„Julie ... Julie ... bei Ihnen!..." murmelte Adolph vor sich hin, indem er den Kopf auf die Brust sinken ließ. „Ach! mein Gott! ... wenn man es mir gesagt hätte ... würde ich es nicht geglaubt haben!..."

„— Und deßhalb eben habe ich Sie es sehen lassen wollen,“ sagte ich, indem ich alsbald aufstand und in Eile meinen Schlafrock und Hosen anzog.

„— Wissen Sie... mein Herr, daß der Streich, den sie mir da spielen, schändlich ist!...“ sagte Julie sich halb aufrichtend und mich starr ansehend, jedoch ohne zu großen Zorn.

„— Sie haben mich dazu gezwungen, Madame, Sie wollten den Herrn heirathen.... ich habe ihn keine Dummheit begehen lassen wollen, die er Zeitlebens bereut hätte.“

„— In Wahrheit, Sie sind allzugütig gewesen!... Ob der Herr durch mich oder eine andere betrogen wird, was liegt daran?... er wird es immerhin werden!“...“

„— Zum Beispiel! dieß ist ein wenig stark!...“ ruft Adolph, der anfängt, sich in Zorn zu setzen.

„— Arthur sage mir, daß du mich liebst, daß du mich immer lieben wirst, sage mir, daß du darum nicht sehen wolltest, daß ich den Herrn heirathete... und ich verzeihe dir, was du so eben gethan hast.“

„— Nein Madame, ich kann Ihnen dieß nicht sagen, denn ich würde lügen: dieß ist mein Beweggrund nicht gewesen... ich muß Ihnen sogar gestehen,

daß ich nie aufgehört habe, ... die zu lieben, welche ich vor Ihnen kannte; auch muß unsre Verbindung abgebrochen werden. Ich verstehe es nicht, ein Gefühl zu heucheln, das ich nicht empfinde: Sie sind hübsch... sehr hübsch... es ist aber keine Liebe, was ich für Sie habe. Ich ziehe vor, freimüthig mit Ihnen zu sprechen, ich denke überdieß, daß Sie mich sehr schnell vergessen haben werden."

Während ich sprach, ist Julie blaß, grün, zitternd geworden; ihre Züge verzerren sich, ihre Augbrauen ziehen sich zusammen, sie sieht mich nicht mehr an; bald wirft sie die Bettdecke auf die Seite, sie steht auf, wenig darum bekümmert, daß sie sich halb nackt zeigt, sie kleidet sich an, ohne ein Wort zu sprechen. Ihr Zustand thut mir weh, ich wage es aber nicht, sie zu beruhigen; zudem was ihr sagen?... Trostworte würden dem Spott gleichen. Ich schweige und bleibe in einer Ecke sitzen.

Während dem ist es Adolph, der mit großen Schritten im Zimmer auf und ab geht, gelungen, in Zorn zu gerathen, er tritt auf Julien zu, indem er aus vollem Halse schreit:

„Wissen Sie wohl, Madame, daß sie nur eine Metze sind!..." sie antwortet ihm nicht und fährt

fort, sich anzukleiden, ohne daß sie ihn nur einmal anblickte, ich beeile mich auf Adolph loszugehen.

„— Ich bitte, keine Beleidigungen!... Madame ist genug bestraft ... zu viel vielleicht...." — „Mein Herr, ich habe wohl das Recht, Madame zu behandeln, wie ich es so eben gethan.... Mich so betrogen zu haben!... ja, ich wiederhole es, sie ist eine...." — „Noch einmal, Adolph, schweigen Sie ... oder gehen Sie fort!" — „Und was Sie betrifft, mein Herr, der Sie sich so sehr meinen Freund nannten, und der bei meiner Geliebten schlaft ... ich sehe bereits gar nicht ein, daß dieß ein so schöner Zug wäre!..." — „Ah! es wäre besser gewesen, wenn man es Ihnen nicht gesagt hätte; dieß wäre anständiger gewesen, nicht wahr?..." — „Es wäre besser gewesen, wenn Sie es nicht gethan hätten ... und gewiß... es geht nicht nur so vorbei!..." — „Ah! Sie wollen sich mit mir schlagen, weil ich Sie gehindert habe, eine Dummheit zu machen!" — „Weil Sie mir Madame weggeschnappt haben!..." — „Ich habe Ihnen nichts weggeschnappt! ... wenn Sie übrigens finden, daß ich Sie beleidigt habe, so werde ich Ihnen Genugthuung geben. Allein ich verlange von Ihnen einen Aufschub von vierzehn Tagen: wenn

Sie nach dieser Zeit noch böse auf mich sind, so kommen Sie zu mir, ich werde zu Ihren Befehlen stehen."

Ich weiß nicht was Adolph zwischen den Zähnen murmelt; nachdem er aber noch zwei oder dreimal im Zimmer auf und abgegangen war, läuft er plötzlich weg, indem er schreit: „Ich gehe fort; dieß wird besser seyn!" Ich lasse ihn gehen, blicke Julien an; sie hat so eben ihren Anzug beendigt... sie steht aufrecht vor dem Kamin; ich hoffe sie werde ebenfalls gehen. Sie kommt aber auf mich zu, sieht mich starr und bitter lächelnd an. Ihre Augen schleudern Flammen: nicht mehr Liebe, sondern Zorn und Wuth sind es, was sie ausdrücken:

„Mein Herr, jezt ist an Ihnen die Reihe mich anzuhören!..." sagte sie mir mit einer Stimme, welche sie sich bemüht, ruhig erscheinen zu lassen. „Ich kann nicht auf diese Art von Ihnen gehen... Sie sollen wissen, was die Folge Ihres schönen Benehmens seyn wird! Sie haben mir die allerschwerste Beschimpfung zugefügt, Sie haben sich gegen mich aufgeführt, wie es kein Troßbube gewagt haben würde!... Ah! Sie lieben mich nicht... ah! Sie lieben fortwährend Ihre andere Geliebte!... und Sie würden untröstlich seyn, sie mir zum Opfer zu

bringen!... Sie haben mit mir eine Laune befriedigt!... vielleicht haben Sie mich aus Güte für würdig gehalten mich in ihre Arme aufzunehmen!... doch die Andere, allein ist es, für die Ihr Herz schlägt!... Niederträchtiger Mensch! daß Sie mir dieses sagen!... und Sie glauben ich werde mich nicht rächen!... Ah! Ihrer ganzen Feinheit, von der Sie diesen Morgen einen so schönen Beweis gegeben haben, ungeachtet, bin ich doch noch feiner als Sie, mein Herr; ich habe Ihnen nicht die Wahrheit gesagt, als Sie mich über jene Frau befragten. Ja, ohne Zweifel, ich kenne sie und weiß wer sie ist; ich weiß, daß sie sich Clementine nennt und die Gattin des Herrn Moncarville ist... Ah! es macht Ihnen Kummer, daß ich das weiß!... Es ist Ihnen vielleicht jezt Alles leid, was Sie gethan haben!... Dieß ist noch nicht Alles, mein Herr, Sie wollten wissen, wer der Vater meines Sohnes sey? nun gut! sein Vater ist Herr Moncarville; er verführte mich, machte mich zur Mutter und verließ mich hierauf, nach der Gewohnheit solcher Herrn! doch war er damals noch nicht verheirathet; hätte er mich nicht weit eher zur Gattin nehmen sollen, als diese Clementine, die ihn betrügt und ihm kein Kind gibt? Mich von der er einen Sohn, mich die er

verführt hatte, und ich ward nicht seine Frau! ... weil ich nur eine geringe Nätherin war! ... Er mußte ein Fräulein aus gutem Hause heirathen ... und man begnügte sich, meinem Sohn zwölfhundert Franken Renten auszusezen. ... Eine schöne Sache wahrlich! Während seine Frau Kaschemirs und Diamanten dafür hat, daß sie ihn zum Hahnrei macht! Jezt wollen wir aber sehen; unser Loos wird sich vielleicht ändern. Wenn Sie sie um meinetwillen aufgegeben hätten, würde ich sie mit ihrem alten Gatten in Ruhe gelassen haben ... Sie stoßen mich ihretwillen zurück, ich werde mich rächen. Ha! Sie wollen fortfahren, diese Frau zu sehen, die ich verabscheue! Nehmen Sie sich in Acht ... Julie wird auf alle Ihre Handlungen ein wachsames Auge haben! ich werde Sie mit ihr entzweien, ich schwöre es; kurz ich werde nicht zufrieden seyn, bis ich ihr Unglück gemacht habe!"

Mit diesen Worten entfernt sie sich, und ich bin niedergeschmettert, trostlos über das was ich gethan, erschreckt von den Drohungen Julien's. Nicht meinethalben zittere ich! sie kann aber Clementinen verderben .., O! ... man braucht Beweise ... sie hat keine ... allein ein Gatte, der schon eifersüchtig ist, wird, bei der geringsten Nachricht, seine Frau mehr, als

ſe beaufſichtigen!... Ich muß einige, ſogar lange Zeit hindurch den Anblick Clementienen's entbehren, dieß iſt unumgänglich nothwenig, es handelt ſich um ihre Ruhe, ihren Ruf. Wie ſie aber in Kenntniß ſezen, damit ſie mich nicht beſuche?... Ich kann ihr nicht ſchreiben... und ſie wird glauben, ich bediene mich eines Vorwandes, weil ich ſie weniger ſehen wolle, weil ich aufgehört habe, ſie zu lieben... mein Gott! wie alſo es machen?... Ach! warum habe ich den Reizen dieſer Frau nachgegeben!... Man hat wohl Recht, wenn man ſagt: ein zartes Verhältniß führt weiter, als man es glaubt!... Ich habe indeß oft zarte Verhältniſſe eingegangen, und ſie führten mich nie ſehr weit. Wer hätte aber auch daran gedacht, daß dieſer kleine Oskar der Sohn des Herrn Moncarville ſey?... Armes Kind!... er läßt ſeine Mutter mit den zwölfhundert Franken, die ſie für ihn einnimmt, leben, und ſie kauft ihm nicht einmal ein Paar Hoſen!...

Ich bringe meinen Tag unruhig, qualvoll zu, da ich nicht weiß, wie ich Clementinen benachrichtigen ſoll, und doch entſchloſſen bin, lieber ihren Beſuch zu entbehren, als ſie der Rache Julien's auszuſezen. Endlich kommt eine Erinnerung in mein Gedächtniß:

morgen ist Abendgesellschaft bei Herrn von Reveillère. er ist ein alter Edelmann, der unter Napoleon Stellen angenommen und das Geschick hatte, ein kolossales Vermögen zusammenzuhäufen, indem er der Freund aller Regierungen wurde: seine Cirkel sind glänzend, zuweilen zu zahlreich. Herr von Reveillère, der mit Jedermann auf gutem Fuße stehen wollte, empfängt ohne Unterschied betitelte Leute und Emporkömmlinge, Künstler und Kapitalisten; mit ein wenig Beharrlichkeit und einem Anzug nach der Mode ist es sehr leicht, zu seinen Abendgesellschaften zugelassen zu werden.

Seit langer Zeit bin ich nicht mehr dorthin gegangen, weil ich wußte, daß man meinen Vater, der ehemaïs mit Herrn von Reveillère in Verbindung stand, zuweilen in seinen Cirkeln gesehen hatte, und ich vermeide es, so viel als möglich, mit ihm zusammenzutreffen. Ich glaube aber nicht, daß mein Vater in Paris ist, und ich weiß, daß Moncarville und seine Frau oft in diese Cirkel gehen: dieß ist der einzige Ort, wo ich sie zu finden hoffen kann. Ich werde hingehen, sie von den Gefahren, die uns bedrohen, in Kenntniß zu sezen; auf jeden Fall werde ich einen Brief in meiner Tasche haben und schon Gelegenheit finden, ihr denselben zuzuschieben.

Dieß ist abgemacht; ich werde morgen in diese zahlreiche Versammlung gehen, wo ich seit einem Jahre nicht erschienen bin. Bis dahin, hoffe ich, wird Clementine nicht zu mir kommen ... So weit ist es mit mir, daß ich wünschen muß, sie möchte nicht kommen!... Ach! Julie, Sie sind schon gerächt!

